



universität
wien

DIPLOMARBEIT

Titel der Diplomarbeit

*„Mir vergeht das Lachen schon
wenn ich ans Telephon nur denke“*

Telefon und Telefonieren bei Franz Kafka

Verfasser

Thomas Reichl

angestrebter akademischer Grad

Magister der Philosophie (Mag.phil.)

Wien, Januar 2013

Studienkennzahl lt. Studienblatt:

A 332

Studienrichtung lt. Studienblatt:

Diplomstudium Deutsche Philologie

Betreuer:

Univ.-Prof. Dr. Roland Innerhofer

Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung	6
1.1. Problemstellung.....	6
1.2. Forschungsstand.....	7
1.3. Erkenntnisinteresse.....	8
1.4. Methodik.....	10
1.5. Zielsetzung.....	11
2. Akustisches und Elektrisches	12
2.1. Zur Geschichte des Kommunikationsmediums Telefon.....	12
2.2. Zur Funktionsweise des telefonischen Apparates.....	13
3. Apparat und Mensch	16
3.1. Telefonapparate und ihre (Nicht-)Verwendung in Kafkas literarischem Werk.....	16
3.1.1. <i>Der Verschollene</i>	16
3.1.2. <i>Der Proceß</i>	19
3.1.3. <i>Das Schloß</i>	21
3.1.4. <i>Der Nachbar</i>	22
3.2. Angst, Furcht, Zweifel – Franz Kafka und der widerspenstige Apparat.....	24
4. Störungen, Abweichungen und Unterbrechungen	29
4.1. Das Läuten – Glocken, Klingeln, Uhren, Telefone.....	30
4.1.1. <i>Der Verschollene</i>	31
4.1.2. <i>Der Proceß</i>	32
4.1.3. <i>Das Schloß</i>	32
4.1.4. <i>Ein Traum</i>	34
4.1.5. <i>Briefe</i>	34
4.1.6. Doderer und Hofmannsthal.....	34
4.2. Unerwünschte Unterbrechungen – Das Läuten unterbricht jede Tätigkeit.....	35
4.2.1. <i>Der Verschollene</i>	35
4.2.2. <i>Briefe</i>	36
4.3. Erwünschte Unterbrechungen – Das Warten hat ein Ende.....	38
5. Weg, Zeit, Raum – Beschleunigung von Kommunikation?	41
5.1. Gedehte Äußerungen.....	42
5.1.1. <i>Der Verschollene</i>	42
5.1.2. <i>Der Proceß</i>	43

5.1.3.	<i>Der Nachbar</i>	45
5.1.4.	<i>Das Schloß</i>	45
5.2.	Beschleunigung von Kommunikation?	46
6.	Nähe und Ferne	48
6.1.	<i>Der Nachbar</i>	48
6.2.	Maxwell und Heidegger	49
6.3.	Ohne Rückkanal kein Nähegefühl	51
6.3.1.	<i>Der Verschollene</i>	52
6.3.2.	<i>Der Proceß</i>	52
6.4.	Franz Kafka und Felice Bauer	53
6.5.	Franz Kafka und Milena Jesenská	55
7.	Ohr und Stimme	58
7.1.	Vom Hören zum Sprechen	59
7.2.	Sprechen und Zuhören	61
7.2.1.	<i>Briefe</i>	61
7.2.2.	<i>Der Nachbar</i>	62
7.2.3.	<i>Der Verschollene</i>	62
7.2.4.	<i>Der Proceß</i>	65
7.2.5.	<i>Das Schloß</i>	65
7.3.	Das Hören des Hörens – Hörräume	66
7.4.	Trennung von Stimme und Körper	68
7.5.	Alle anderen Sinne haben Pause?	69
8.	Jenseits des Gehörs	71
9.	Die Sphären von Telefongesprächen	74
9.1.	<i>Der Proceß</i>	74
9.2.	<i>Das Schloß</i>	75
9.3.	<i>Der Nachbar</i>	76
9.4.	Privatgespräch in amtlicher Umgebung	77
10.	Hierarchie – Befehl – Macht	80
10.1.	<i>Der Verschollene</i>	80
10.2.	<i>Der Proceß</i>	85
10.3.	<i>Das Schloß</i>	89

11. Resümee	93
12. Literaturverzeichnis.....	95
12.1. Primärliteratur	95
12.1.1. Primärliteratur von Franz Kafka – Verzeichnis der verwendeten Siglen	95
12.1.2. Weitere Primärtexte.....	95
12.2. Sekundärliteratur	96
13. Anhang	99
Abstract	99
Wissenschaftlicher Lebenslauf.....	100
Eidesstattliche Erklärung.....	101

1. Einleitung

1.1. Problemstellung

Diese Arbeit befasst sich mit dem Vorhandensein und mit der Verwendung des Kommunikationsmediums Telefon im Werk von Franz Kafka. Das Unterfangen, diesen kaum erforschten Aspekt im Werk von Kafka einer eingehenden Analyse zu unterziehen, ist zwar riskant, kann zugleich aber auch als Anstoß dazu dienen, eine umfassende literaturwissenschaftliche Debatte zur Verwendung (und Nichtverwendung) diverser Kommunikationsmedien in Kafkas Schriften, Tagebüchern und Briefen zu initiieren. Die Konzentration und Beschränkung auf dieses eine – zu Kafkas Lebzeiten modernste – Kommunikationsmedium ist einerseits aufgrund des vorgegebenen Umfangs nötig: Tiefschürfende Analysen der Kommunikationsmedien Brief, Telegramm und Telefon sowie ihre Wechselwirkungen zueinander im literarischen Werk und in Kafkas Alltags(er)leben könnten in einer Diplomarbeit nur unzureichend dargestellt werden. Andererseits soll jedoch auch an dieser Stelle schon klargestellt werden, dass eine vollkommen isolierte Betrachtung des Mediums Telefon schlicht unmöglich ist, denn lediglich aus Kafkas Briefen ist etwas zu dessen persönlichem Umgang mit dem telefonischen Apparat zu erfahren. Wir sind also zur Gänze auf Kafkas eigene Darstellung angewiesen, wobei Informationen vom Autor selbst keine Objektivität gewährleisten können. Macht man sich dies bewusst, erübrigt sich auch umgehend die Frage, ob diese Ausgangslage nun für den jeweiligen Interpreten von Kafkas Schriften von Vorteil oder eher von Nachteil ist. Es gilt, die Gegebenheiten zu akzeptieren und ausschließlich mit dem vorhandenen Textmaterial zu arbeiten.

Auch wenn Leben und Werk bei Kafka nur schwer voneinander zu trennen sind (wobei dahingestellt sei, was damit gewonnen wäre, betrachtete man ebendiese strikt voneinander getrennt), sollen in dieser Arbeit biografistische Tendenzen möglichst konsequent ausgespart werden. Ich will weder versuchen, von Kafkas Lebensrealität auf das Werk noch vom Werk auf die Lebensrealität des Autors zu schließen. Wo die Parallelen in der Verwendung und Darstellung von Telefon und Telefonieren zwischen Leben und Werk Kafkas so offensichtlich sind, dass keine weitere Auslegung mehr nötig scheint, werden klarerweise Leben und Werk zueinander in Beziehung gesetzt. Ich möchte tunlichst nicht in die Biografismusfalle tappen. Diese hier postulierte Vorsicht im Umgang mit den Texten und Lebenszeugnissen Kafkas entspricht einer literaturwissenschaftlichen Tugend, deren zentraler Anspruch der bedachtsame Umgang mit dem Forschungsgegenstand ist. Das ist eine Selbstverständlichkeit, die nicht oft genug betont werden kann.

Jene Passagen im literarischen Werk Kafkas, welche das Telefon zum Inhalt haben, sind oftmals in anderweitige kommunikationsmediale Zusammenhänge eingebettet. Wo dies nötig und für das Verständnis hilfreich erscheint, wird darauf hingewiesen – sofern es sich nicht ohnehin von selbst aus dem Textzusammenhang erschließen sollte.

Die notorisch bekannte Tatsache, dass zu Leben und Werk Franz Kafkas unzählige Regalmeter an Sekundärliteratur verfasst wurden und immer noch werden (diese Arbeit legt zentimeterweise davon Zeugnis ab), lässt natürlich auch die Frage nach der Relevanz der hier vorgenommenen literaturwissenschaftlich motivierten Untersuchung aufkommen. Wie bereits eingangs erwähnt, ist das Problemfeld der Telefonkommunikation bei Kafka noch recht unzureichend erforscht. Im folgenden Abschnitt sollen in aller gebotenen Kürze der aktuelle Forschungsstand zum Thema und die sich daraus ergebenden Notwendigkeiten für diese Arbeit erläutert werden.

1.2. Forschungsstand

Dem Verfasser dieser Arbeit ist keine ausführliche literaturwissenschaftliche Darstellung bekannt, die sich gänzlich dem Telefon und seiner Verwendung in Kafkas Werk widmen würde. Zwar finden sich in zahlreichen eigenständigen Publikationen, Aufsätzen und Beiträgen für Sammelbände zum Schaffen Franz Kafkas immer wieder Textpassagen, die Telefonkommunikation bei Kafka thematisieren, jedoch werden diese meist nur am Rande oder in andere Werkaspekte eingewoben abgehandelt. Hier fällt besonders auf, dass dem Kommunikationsmedium Brief in den wissenschaftlichen Darstellungen weitaus mehr Platz als dem Telefon eingeräumt wird, was nicht weiter verwundert, denn die Flüchtigkeit von Telefongesprächen bringt es naturgemäß mit sich, dass diese für die Nachwelt entweder gänzlich verloren sind oder bestenfalls in Briefzeugnissen – wie bei Kafka – Erwähnung finden. Wer sich nun mit dem Telefon in Werk und Leben von Franz Kafka beschäftigt, kommt an einer Untersuchung des Kommunikationsmediums Brief nicht vorbei – ein nötiger Umweg, um ans andere Ende der Leitung zu gelangen.

Jene Beiträge, welche im Zusammenhang mit dieser Arbeit relevant sind (und deshalb zitiert werden), finden sich gebündelt im Literaturverzeichnis am Schluss der Arbeit. Besonders hervorheben möchte ich hier die Publikationen:

von Sabine Zelger¹, deren Kulturgeschichte des Telefonierens eine beachtliche Materialfülle

¹ Vgl. Zelger, Sabine: „Das Pferd frißt keinen Gurkensalat“. Eine Kulturgeschichte des Telefonierens. Wien: Böhlau 1997. In der Folge zitiert als: Zelger (1997).

nicht nur, aber auch konkret zu Kafka zur Disposition stellt, und die deshalb in dieser Arbeit häufig zitiert wird;

Wolf Kittlers² umfangreiche Studie zu den Schreibmaschinen und Sprechmaschinen im Werk Franz Kafkas, die dem Telefon jedoch nur wenig Platz einräumt;

das *Telefonbuch*³, welches – wie schon Sabine Zelger – eine Kulturgeschichte des Telefons nachzeichnen möchte, wobei nicht sämtliche darin enthaltenen Aufsätze der Verwendung des Telefons in der Literatur gewidmet sind, nichtsdestotrotz finden sich darin für diese Arbeit hilfreiche Darstellungen zur Geschichte und Funktionsweise des telefonischen Apparates sowie Überlegungen aus philosophischer Perspektive;

schließlich Werner Konitzers⁴ Publikation zur Medienphilosophie, die ich immer wieder zu Rate ziehe, um grundsätzliche Begriffsbestimmungen zu klären.

Aus den beiden großen Kafka-Biografien von Peter-André Alt⁵ und (der auf drei Bände angelegten, aber noch nicht abgeschlossenen) von Reiner Stach⁶ wird sparsam, aber doch zitiert, wobei im Falle von Stach wieder auf die Problematik der Vermengung von Leben und Werk hinzuweisen ist.

1.3. Erkenntnisinteresse

Um eine Basis für die tatsächliche literaturwissenschaftliche Analysearbeit an den Primärtexten Kafkas zu bekommen, werden zu Beginn der Arbeit im Kapitel *Akustisches und Elektrisches* kurz die Geschichte des Telefons und dessen technische Grundlagen besprochen, um ein Verständnis für die gesellschaftlichen Gegebenheiten zu Beginn des 20. Jahrhunderts zu erlangen.

Das Kapitel *Apparat und Mensch* stellt einige der relevanten Belegstellen im literarischen Werk vor, wobei sich der Textkorpus, aus dem diese Arbeit hauptsächlich schöpfen wird, die drei Roman(fragment)e Kafkas, *Der Verschollene*, *Der Proceß*, *Das Schloß*, und die Kurzerzählung *Der Nachbar* umfasst. Zusätzlich zum explizit literarischen Werk Kafkas

² Vgl. Kittler, Wolf: Schreibmaschinen. Sprechmaschinen. Effekte technischer Medien im Werk Franz Kafkas. In: Franz Kafka. Schriftverkehr. Hg. v. Wolf Kittler u. Gerhard Neumann. Freiburg i.B.: Rombach 1990, S. 75–163. In der Folge zitiert als: Kittler (1990).

³ Vgl. Telefonbuch. Beiträge zu einer Kulturgeschichte des Telefons. Hg. v. Stefan Münker u. Alexander Roesler. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2000.

⁴ Vgl. Konitzer, Werner: Medienphilosophie. München: Wilhelm Fink Verlag 2006. In der Folge zitiert als: Konitzer (2006).

⁵ Vgl. Alt, Peter-André: Franz Kafka. *Der ewige Sohn*. Eine Biographie. München: C.H. Beck 2005. In der Folge zitiert als: Alt (2005).

⁶ Vgl. Stach, Reiner: Kafka. *Die Jahre der Entscheidungen*. Fischer: Frankfurt a.M.: 2002. In der Folge zitiert als: Stach (2002); Stach, Reiner: Kafka. *Die Jahre der Erkenntnis*. Fischer: Frankfurt a.M.: 2008. In der Folge zitiert als: Stach (2008).

behandelt dieser Abschnitt auch das angespannte Verhältnis, welches Kafka persönlich zum telefonischen Apparat hat und detailreich in seinen Briefen dokumentiert. In diesem Kapitel zeigt sich, ob die Telefonphobie, welche Kafka nicht zuletzt selbst in seinen Briefen thematisiert, so unwidersprochen diagnostiziert werden kann.

Das Kapitel *Störungen, Abweichungen und Unterbrechungen* steigt direkt in die Detailanalyse ein, welche sich bestimmten Aspekten, die bei der Verwendung des Telefons in Kafkas Werk zum Vorschein kommen, nähern wird. Das Klingeln und Läuten von Telefonen und telefonähnlichen, monodirektionalen Kommunikationsmedien wie (elektrischen) Glocken und (elektrischen) Klingeln stört und unterbricht unweigerlich jede Tätigkeit, was von den Beteiligten meist – aber nicht ausschließlich – negativ aufgenommen wird. Es soll gezeigt werden, dass Störungen – welcher Art auch immer – wesentlich zum Telefonieren gehören; ein störungsfreies Telefonieren ist nachgerade unmöglich und zeigt somit schon die Grenzen der Illusionsmaschine Telefon auf. Die Relevanz dieser Ausführungen fußt unter anderem auch darauf, dass Autoren wie Hugo von Hofmannsthal in dem Stück *Der Schwierige* oder Heimito von Doderer in den *Dämonen* in einer Kafka nicht unähnlichen Art und Weise auf die Verwerfungen, welche im Bereich der menschlichen Kommunikation festzustellen sind, hinweisen, worauf in diesem Abschnitt näher eingegangen wird.

Das Kapitel *Weg, Zeit, Raum – Beschleunigung von Kommunikation?* stellt die Frage nach dem Zusammenhang der an jeder Telefonkommunikation beteiligten Komponenten Weg, Zeit und Raum: Die Wegersparnis – und somit auch die Zeitersparnis, welche sich durch die den Raum überwindende Tätigkeit des Telefonierens ergibt – müsste doch automatisch eine Beschleunigung der Kommunikation nach sich ziehen, doch wie vor allem in Kafkas Briefen nachzulesen ist, beinhaltet diese auf den ersten Blick so einfache Gleichung mehrere unbekannte Variablen, denen Kafka – und im Gefolge auch diese Arbeit – nachspürt.

Ganz im Zeichen der Ambivalenz, die beim Telefonieren unvermeidbar ist, steht die sich schon im Kapiteltitel selbst erklärende Abhandlung der Aspekte *Nähe und Ferne*. Im Zuge dieses Abschnittes kommen der Physiker James Clerk Maxwell und der Philosoph Martin Heidegger zu Wort, deren Überlegungen zu Nähe und Ferne auf das zentrale Paradoxon der Telefonie angewandt werden können: Die Telekommunikationspartner sind in der Regel weit voneinander entfernt, erleben aber im besten Falle (welcher für Kafka selten angenommen werden kann) ein Gefühl von Nähe. Wie dieses zustande kommt und ob es auch Kafka bei seinen hauptsächlich Briefpartnerinnen Felice Bauer und Milena Jesenská erfährt, ist Inhalt dieses Kapitels, welches einmal mehr klar zutage treten lässt, dass eine strikt getrennte Betrachtung von Brief, Telegramm und Telefon bei Kafka eine anspruchsvolle Gratwanderung bedeutet.

Der darauffolgende Abschnitt widmet sich ganz dem Akt des Telefonierens selbst, der sich auf den Gehörsinn beschränkt. *Ohr und Stimme* sind für die Telefonkommunikation unabdingbar. Wie stehen Hören und Sprechen, wie Hören und Zuhören bei Kafka miteinander in Zusammenhang? Die Frage nach den diversen Hörräumen, in denen sich die Telekommunikationsteilnehmer aufhalten, wenn sie miteinander telefonieren, die brisante Behauptung der Trennung von Stimme und Körper während des Telefonats sowie die Lenkung der Aufmerksamkeit auf alle neben dem Gehörsinn brachliegenden Sinnesregungen beim Telefonieren runden diesen Teil ab und verweisen bereits auf das Folgekapitel.

Jenseits des Gehörs wagt sich dieser kurze Abschnitt deshalb, weil die Frage gestellt werden soll, ob Telefonieren in Kafkas Werk tatsächlich eine Angelegenheit ist, die ausschließlich zwischen einem sprechenden Mund und einem hörenden Ohr auf beiden Seiten stattfindet oder ob nicht doch die weiteren menschlichen Sinne – soweit dies eben möglich und für den am anderen Ende der Leitung positionierten Gesprächspartner zu registrieren ist – an der Kommunikation beteiligt sind.

Die postulierten *Sphären von Telefongesprächen* sind Inhalt des darauffolgenden Kapitels. Sowohl im literarischen Werk als auch in den Briefen Kafkas lässt sich zeigen, dass die amtliche und geschäftliche Sphäre mit der privaten Sphäre mitunter in Widerstreit stehen, und zwar nicht zuletzt deshalb, weil die private Sphäre von Telefonaten häufig dort bedroht ist, wo ein amtliches und geschäftliches Umfeld herrscht, was unweigerlich zu einer für die Beteiligten unangenehmen Situation führt.

Das letzte Kapitel der Analyse steht im Zeichen des Themenkomplexes *Hierarchie – Befehl – Macht*, welcher auch schon in den vorhergehenden Abschnitten anklingen wird, da die einzelnen Aspekte oft schwer voneinander losgelöst betrachtet werden können: Überlappungen sind unvermeidbar und müssen nicht unbedingt von Nachteil sein. Zum Erteilen und Empfangen von Befehlen, die per definitionem keine Widerrede dulden, wäre das bidirektionale Kommunikationsmedium Telefon nicht nötig und wird – wie gezeigt werden soll – von Kafkas literarischen Figuren oft nicht in seinen vollen Möglichkeiten von Rede und Gegenrede genutzt, was weitreichende Folgen für den Fortgang der Handlung in allen drei Romanen Kafkas hat.

1.4. Methodik

Diese Arbeit vereint Elemente des *close reading* mit den grundlegenden Gedanken einer Ideen- und Problemgeschichte, wie sie folgendermaßen dargestellt werden kann:

Innerhalb des Integrationsprogramms „Geistesgeschichte“ [...] existiert ein breites Spektrum unterschiedlicher Positionen. Konzeptionelle Übereinstimmung besteht in der von Dilthey übernommenen Überzeugung, einen in literarischen Werken inhärenten, transpersonal und zumeist epochenspezifisch bestimmten „Geist“ in kulturhistorischen Zusammenhängen aufzufinden und darzustellen – ob im Ausgang von Grundformen der Welterfahrung („Erlebnissen“ bzw. „elementaren Problemen des Menschenlebens“), von „Ideen“ bzw. Bewusstseinsinstellungen („Typen der Weltanschauung“) oder altersgemeinschaftlichen „Generationserfahrungen“.⁷

Diese elementaren Probleme des Menschenlebens sind Glaube, Liebe und Tod⁸; hier soll jedoch vom Problemkomplex der zwischenmenschlichen Kommunikation die Rede sein, im Speziellen vom Teilbereich der Telefonkommunikation. Da sich diese Arbeit als eine Art literaturwissenschaftliche Grundlagenforschung versteht und keine vorgegebene Methode zur Gänze angewandt wird, soll hier die Anmerkung genügen, dass die genaue Analyse der weiter oben dargestellten Aspekte von Telekommunikation im Werk Franz Kafkas oberste Priorität hat und den Kern des Erkenntnisinteresses ausmacht.

1.5. Zielsetzung

Ziel dieser Arbeit ist es, das Kommunikationsmedium Telefon im Werk Franz Kafkas zu verorten. Unter den weiter oben genannten Aspekten soll eine detaillierte Analyse der relevanten Textpassagen in den Schriften, Tagebüchern und Briefen Kafkas vorgenommen werden, wobei aufgrund dessen etwaige paradigmatisch auftretende Phänomene herausgearbeitet und benannt werden sollen.

⁷ Klausnitzer, Ralf: Literatur und Wissen. Zugänge – Modelle – Analysen. Walter de Gruyter: Berlin 2008, S. 121. In der Folge zitiert als: Klausnitzer (2008).

⁸ Vgl. ebda.

2. Akustisches und Elektrisches

2.1. Zur Geschichte des Kommunikationsmediums Telefon

Die genaue Entwicklungsgeschichte der technischen Erfindung Telefon ist nur schwer zu rekonstruieren⁹: Der deutsche Physiker Philipp Reis ist Jahre vor der tatsächlichen Einführung des Telefons imstande, „Töne aller Art durch den Strom in beliebiger Entfernung zu reproduzieren“¹⁰; dieses neue Mittel zur Verständigung nennt er Telefon (Ferntöner), ohne zu diesem Zeitpunkt zu wissen, dass der in Brüssel geborene und später in Paris lebende Telegrafbeamte Charles Bourseul bereits 1854 die elektrische Telefonie „dem Prinzip nach genau beschrieben, für seine Arbeiten jedoch so wenig Verständnis gefunden [hatte], daß sie erst nach Jahrzehnten überhaupt bekannt wurden“¹¹. In den Geschichtsbüchern hat, wenn es um die Entdeckung des Prinzips der Sprachtelefonie geht, Alexander Graham Bell den prominentesten Platz inne.¹² Philipp Reis' Entdeckung bleibt auch von kaiserlich-königlicher Seite her unbedankt:

Reis führt eine schon verbesserte Ausführung seines Telephons in Frankfurt am Main auch Kaiser Franz Joseph und König Max von Bayern vor. Die maßgeblichen Stellen finden das „physikalische Spielzeug“ zwar bemerkenswert, erkennen seine weittragende Bedeutung jedoch nicht; noch sind alle Staaten damit beschäftigt, das kaum zwanzig Jahre alte Nachrichtenmedium Telegraphie auszubauen. Philipp Reis stirbt 1874; den Siegeszug der Telefonie erlebt er nicht mehr.¹³

Der schottische Taubstummenlehrer Alexander Graham Bell ist schließlich zwei Stunden vor dem amerikanischen Staatsbürger Elisha Gray mit seinen Patentansprüchen zur Stelle; der 14. Februar 1876 gilt somit als offizieller Geburtstag des Bell'schen Apparates.¹⁴

Die Skepsis, welche dem neuen Medium entgegenschlägt¹⁵, lässt sich auch daran ablesen, wo in den Anfangstagen der Telefonie Apparate vorhanden sind, vor allem aber daran, wo diese fehlen: 1881, im Jahr der Einführung der Telefonie in Österreich, überlagert die Nachricht des Ringtheaterbrandes tagelang alle anderen Ereignisse; das Theater verfügt zum Zeitpunkt des Brandes seit acht Tagen über einen Telefonanschluss, jedoch können weder Polizei noch Feuerwehr telefonisch zu Hilfe gerufen werden, da dort die technisch-mediale

⁹ Vgl. Hagen, Wolfgang: Gefühlte Dinge. *Bells Oralismus, die Undarstellbarkeit der Elektrizität und das Telefon*. In: Telefonbuch. Beiträge zu einer Kulturgeschichte des Telefons. Hg. v. Stefan Münker u. Alexander Roesler. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2000, S. 35–60. Hier: S. 51. In der Folge zitiert als: Hagen (2000).

¹⁰ Kainz, Christine: 100 Jahre Telefonie in Österreich. Generaldirektion für die Post- und Telegraphenverwaltung. Wien: O.V. 1981, S. 7. In der Folge zitiert als: Kainz (1981).

¹¹ Ebda.

¹² Vgl. Hagen (2000), S. 50.

¹³ Kainz (1981), S. 7.

¹⁴ Vgl. ebda.

¹⁵ Vgl. Zelger (1997), S. 27.

Neuerung noch nicht Einzug gehalten hat.¹⁶ Ein eindrücklicheres Beispiel als dieses lässt sich für den praktischen Sinn des Telefons im Alltagsleben kaum finden: die Zeitersparnis, welche ein Telefonanruf bei der Feuerwehr gebracht hätte, hätte das Schlimmste verhindern können. Wenige Monate vor Franz Kafkas Geburt im Juli 1883 werden auch in Prag und Brünn erste Telefonanlagen errichtet.¹⁷ Zur Zeit der Jahrhundertwende ist die Sprachtelefonie bereits günstiger als das Versenden von Telegrammen¹⁸, jedoch mangelt es dem neuen Kommunikationsmedium noch bis weit ins 20. Jahrhundert hinein an Zuverlässigkeit¹⁹. Während des Ersten Weltkrieges wird die telefonische Verbindung über die Landesgrenzen hinweg und somit auch zwischen Prag und Berlin zeitweise gekappt; ein Umstand, der Franz Kafka insofern betrifft, als er in Prag, seine Geliebte Felice Bauer aber in Berlin lebt.²⁰ Der technische Vorsprung, den die USA gegenüber Europa zu Beginn des 20. Jahrhunderts verzeichnen können, ist eklatant²¹ und hier besonders im Hinblick auf Franz Kafkas ersten Roman *Der Verschollene*, dessen Handlung sich ausschließlich auf dem Gebiet der Vereinigten Staaten von Amerika zuträgt, von Interesse. 1925, ein Jahr nach Kafkas Tod, ist die handvermittelte Telefonie – zumindest in Wien – Geschichte.²²

2.2. Zur Funktionsweise des telefonischen Apparates

Hier wird nicht im Detail erklärt, wie das Telefon tatsächlich funktioniert. Zum einen ist eine solche technische Beschreibung nicht das vordringliche Ziel dieser Arbeit, zum anderen aber soll nicht verschwiegen werden, dass dem Verfasser das dazu nötige Fachwissen fehlt. Ein gewisses Grundverständnis lässt sich allerdings aus Wolfgang Hagens Rekonstruktionsversuch, wie Alexander Graham Bell das Prinzip der Sprachtelefonie entdeckt hat, ziehen.²³ Dies soll – mit dem Verweis darauf, dass wir tagtäglich technische Geräte verwenden, die wir nicht verstehen²⁴ – als Entschuldigung für etwaige Lücken in der folgenden Darstellung der technischen Genese des Telefons genügen.

¹⁶ Vgl. Kainz (1981), S. 15ff.

¹⁷ Vgl. ebda., S. 17ff.

¹⁸ Vgl. Wessel, Horst A.: Das Telefon – ein Stück Allgegenwart. In: Telefonbuch. Beiträge zu einer Kulturgeschichte des Telefons. Hg. v. Stefan Münker u. Alexander Roesler. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2000, S. 13–34. Hier: S. 15f. In der Folge zitiert als: Wessel (2000).

¹⁹ Vgl. ebda., S. 21.

²⁰ Vgl. Stach (2008), S. 27.

²¹ Vgl. Kainz (1981), S. 45.

²² Vgl. ebda., S. 48.

²³ Vgl. Hagen (2000), S. 35–60.

²⁴ Vgl. Konitzer (2006), S. 219 u. S. 240.

„Wer nicht spricht, ist nicht. Diesem Logozentrismus des abendländischen Denkens war der Gehörlosenlehrer Alexander Graham Bell zeitlebens verpflichtet.“²⁵ Bell, der sein Arbeitsleben in bereits dritter Generation ganz der Erforschung des Sprechens und Hörens widmet, hinterlässt neben der allseits bekannten Erfindung der Sprachtelefonie ein vielfältiges Lebenswerk, welches kritisch betrachtet werden sollte; so ist er beispielsweise dank seiner Prominenz dafür verantwortlich, dass die Gebärdensprache für ein Jahrhundert lang aus dem Gehörlosenunterricht verschwindet.²⁶ Bell, inspiriert von Wolfgang von Kempelens Sprechmaschine, zwingt Gehörlose, zu sprechen.

Die Oralisten [...] folgen dem physiologistischen und anatomischen Dispositiv der Replikation des menschlichen Körpers – der vollkommene Mensch als vollkommenes mechanisches Artefakt. Erste Replikationen dieser Art existieren um 1800 in Gestalt von „sprechenden Maschinen“. Die berühmteste, Wolfgang von Kempelens, „sprach“, von einer Klaviatur betrieben, mit hoher Kinderstimme [...].²⁷

1863 führt Alexander Graham Bells Vater, Melville Bell, die Arbeit seines Vaters, Alexander Graham Bell senior, also Bells Großvater, weiter und entwickelt „eine Art Vorläufer jener Transkriptionssysteme [...], wie sie heute als Lautschrift der von Paul Passy und Otto Jespersen gegründeten 'Association Phonetique International' in gängigen Sprachlexika üblich sind“²⁸. Diese Phonetik ist fortan als ein System sichtbarer Sprache vorhanden; das Transkriptionsalphabet bildet Melville Bell „nach den Mundstellungen der Vokalartikulation“²⁹. Melville Bells Söhne, Alexander Graham, genannt Aleck, und Melly lernen dieses Kunstalphabet des Vaters und werden von diesem dazu ermuntert, eine Sprechmaschine à la von Kempelen zu bauen.³⁰ Der berühmte Mathematiker und Physiker James Clerk Maxwell weist darauf hin, dass Bell das Telefon deshalb (er-)findet, weil er es „gleichsam 'in der Sprache' sucht“³¹. Diese Suche dokumentiert Bell von 1870 bis 1876 akribisch und „gibt uns damit die Quelle in die Hand, die zeigt, wie sich aus seiner Lesart einer Abbildung in den Helmholtzschen 'Tonempfindungen' eine labyrinthische Experimentalspur bis zum ersten elektrischen Gerät des Sprechen-Hörens entwickelt hat“³². Bell zeigt besonderes Interesse am Vokal-Resonator des Physiologen Hermann von Helmholtz; eine Vorrichtung, welche mit Hilfe von Stimmgabeln Vokale produzieren kann, von Bell aber zugleich als „Vokal-Übertragungs-Gerät, also, einfach gesagt, als Telefon“³³ missverstanden wird.

²⁵ Hagen (2000), S. 35.

²⁶ Vgl. ebda., S. 35f.

²⁷ Ebda., S. 36.

²⁸ Ebda., S. 38.

²⁹ Ebda., S. 39.

³⁰ Vgl. ebda., S. 40.

³¹ Ebda., S. 42.

³² Ebda., S. 43.

³³ Ebda., S. 44f.

[D]a Helmholtz zu allem Überfluß mit dem Apparat 'Vokale' erzeugt (also Bellsche Signifikanten erster Ordnung), wird sich das Gerät fortan bei Bell als Phantasma einer Vokalübertragungsmaschine einschreiben, und zwar so lange, bis sich, nach aberhundert Umbauten des Experiments, am Ende die Differenz von Impuls und Frequenz tatsächlich, und zwar zufällig, in einem Kurzschluß erledigt und Bell, im Zustand eines ungewollten Kurzschlusses und sozusagen mit einem Schlag, am 2. Juni 1876 akustische Ton- in elektrische Induktions-Schwingungen umgesetzt haben wird und so, in der Probabilistik eines besessenen Verfolgungswahns, das Prinzip der Sprachtelefonie entdecken konnte.³⁴

Wie funktioniert nun das Telefon tatsächlich? In aller Kürze:

Ein dünnes Blechplättchen, mit dem Eisenkern einer Spule verbunden, induziert – akustisch angeregt – einen Wechselstrom, der auf der identisch konstruierten Empfängerseite ein feines Empfängerblech in analoger Frequenz vibrieren und tönen läßt.³⁵

Alexander Graham Bells „vergeblicher Versuch, Gehörlose sehen zu lassen, was Hörende hören, macht die Telegrafie sprechen“.³⁶

³⁴ Ebda., S. 50.

³⁵ Ebda., S. 53.

³⁶ Ebda., S. 54.

3. Apparat und Mensch

Franz Kafka lebt an einer medialen Zeitenwende, welche sich in der stufenweisen Ablösung des Postwesens durch die Telekommunikation ausdrückt.³⁷ In Kafkas literarischen Werken sowie in seinen Briefen und Tagebuchaufzeichnungen lässt sich eine Vielzahl an Textpassagen finden, die das Kommunikationsmedium Telefon implizit oder explizit zum Inhalt haben. Dabei geht es meist um nicht oder nur unzureichend zufriedenstellend zustande gekommene Gespräche, aber auch „die wunderbaren Fähigkeiten, wie sie dem Telefon in der Literatur einst zugeschrieben wurden“³⁸, finden – wenn auch meist in verklausulierter Form – Erwähnung. Dieses Kapitel wird einige der wesentlichen Belegstellen in Kafkas Texten vorstellen, um einen Überblick zu schaffen, von dem ausgehend sich die Folgekapitel ganz auf die Behandlung einzelner Aspekte konzentrieren werden.

3.1. Telefonapparate und ihre (Nicht-)Verwendung in Kafkas literarischem Werk

3.1.1. *Der Verschollene*

Dass das Schiff, auf dem Karl Roßmann in New York einläuft, technisch bestens ausgerüstet ist, zeigt sich früh: „Entlang der Gänge zogen sich auch Drähte elektrischer Leitungen und eine kleine Glocke hörte man immerfort.“ (V 19) Wenig später ist erneut von „der elektrischen Leitung“ (V 30) die Rede, mit deren Hilfe sich „das ganze Schiff mit allen seinen von feindlichen Menschen gefüllten Gängen rebellisch machen“ (V 30) ließe. „Zur Atmosphäre des *Heizers* gehören die Telephon- und Telegraphenleitungen, mit denen das Büro des Kapitäns verdrahtet ist [...]“³⁹, worauf schon Robert Musil, selbst Ingenieur, hinwies: „Ein junger Mann fährt von Europa nach Amerika, seiner Familie weg und zu einem märchenhaft unerwarteten, guten und geachteten Onkel hin, unterwegs befreundet er sich mit einem Heizer, nimmt an seinem Schicksal teil, tut lauter unvollendbare Dinge, die von der Welt aus gesehn wie abgerissene Drähte in sie hineinhängen, und denkt lauter Gedanken, die er selbst nicht vollendet; das ist alles.“⁴⁰ Dass dieser Onkel vieles, nur nicht märchenhaft ist, konnte Musil

³⁷ Vgl. Pott, Hans-Georg: Die Wiederkehr der Stimme. Telekommunikation im Zeitalter der Postmoderne. Wien: Sonderzahl 1995, S. 95f. In der Folge zitiert als: Pott (1995).

³⁸ Bannasch, Bettina: Anrufungen oder Was macht das Telefon im Buch? In: Telefonbuch. Beiträge zu einer Kulturgeschichte des Telefons. Hg. v. Stefan Münker u. Alexander Roesler. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2000, S. 83–100. Hier: S. 94. In der Folge zitiert als: Bannasch (2000).

³⁹ Kittler (1990), S. 112.

⁴⁰ Musil, Robert: Literarische Chronik. In: Die neue Rundschau. August 1914. Zitiert nach: Robert Musil: Gesammelte Werke 9. Kritik. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1978, S. 1465–1471. Die Rezension von Kafkas *Heizer*: S. 1468f. Hier: S. 1469.

damals noch nicht wissen, wurde doch 1914 lediglich das *Heizer*-Kapitel publiziert, in dem noch nicht anklingt, dass der Onkel Karl im weiteren Verlauf des Textes verstoßen wird, wie er schon zuvor von seinen Eltern verstoßen wurde.⁴¹

Explizit erwähnt wird das Vorhandensein des Kommunikationsmediums Telefon auf dem Schiff gegen Ende des *Heizer*-Kapitels, als der Kapitän veranlasst, ein Boot für Karl Roßmann und seinen Onkel zu organisieren: „Der Oberkassier eilte überstürzt zum Schreibtisch und telephonierte den Befehl des Kapitäns an den Bootsmeister.“ (V 49) Zwei wesentliche Merkmale, die mit der Benutzung des Telefons oft einhergehen, werden hier angesprochen: Befehl und Beschleunigung.

Bei der Besichtigung der Firma des Onkels erhält Karl immerhin „einen kleinen Einblick“ (V 65) in das Geschäft, für dessen Kommunikationsaufwand der Onkel neben einem Telegrafensaal einen „Saal der Telephone“ (V 66) zu benötigen scheint. Die Knechtschaft des jeweiligen Telefonisten durch die Arbeit am und mit dem Apparat ist offenbar:

Im Saal der Telephone giengen wohin man schaute die Türen der Telephonzellen auf und zu und das Läuten war sinnverwirrend. Der Onkel öffnete die nächste dieser Türen und man sah dort im sprühenden elektrischen Licht einen Angestellten gleichgültig gegen jedes Geräusch der Türe, den Kopf eingespannt in ein Stahlband, das ihm die Hörmuscheln an die Ohren drückte. Der rechte Arm lag auf einem Tischchen, als wäre er besonders schwer und nur die Finger, welche den Bleistift hielten, zuckten unmenschlich gleichmäßig und rasch. (V 66)

Kafka interessieren und beeindrucken bei seiner Darstellung des modernen Amerikas „vor allem hypertrophe Erscheinungen [...], Wucherungen der neuesten Technologien, deren maßlose Beschleunigung den Menschen mit sich reißt, der Kampf ums Überleben in der Masse, die Perversion und eisige Erstarrung sozialer Beziehungen“⁴². Andere Kommentatoren sehen darin schlicht „Szenen amerikanischen Arbeitslebens“⁴³, die „alle typischen Elemente gängiger Amerikabilder“⁴⁴ enthalten. Doch Stach weiter:

Man muss sich vor Augen halten, welcher Hellsicht es im Jahr 1912 bedurfte, um die schmerzenden Schnittstellen zwischen Mensch und Technik derart bildmächtig in Szene zu setzen, Jahre vor Einführung des Fließbandes, Jahrzehnte vor der Erfindung des Industrieroboters. [...] Der unbewegliche, „besonders schwere“ Arm mit den „unmenschlich“ zuckenden Fingern ist ein Sinnbild, dessen Eindringlichkeit nach Kafka nur noch Chaplin in *Modern Times* erreicht hat. Dieser Arm ist schwer, weil er überflüssig ist. Es zählt nur, was sich bewegt.⁴⁵

⁴¹ Vgl. Jahn, Wolfgang: ‚*Der Verschollene*‘ (*Amerika*). In: Kafka-Handbuch. 2 Bde. Hg. v. Hartmut Binder. Stuttgart: Kröner 1979. Band 2, S. 407–420. Hier: S. 410f. In der Folge zitiert als: Jahn (1979).

⁴² Stach (2002), S. 198.

⁴³ Jahn (1979), S. 415.

⁴⁴ Plachta, Bodo: *Der Heizer / Der Verschollene*. In: Kafka-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung. Hg. v. Oliver Jahraus u. Bettina von Jagow. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2008, S. 438–455. Hier: S. 447.

⁴⁵ Stach (2002), S. 199.

Stach geht in seiner Deutung etwas falsch vor, denn aus dem Text erfahren wir nicht, ob das Niedergeschriebene, ein Produkt des schweren Armes und der Finger der zu diesem Arm gehörenden Hand, die in der geschilderten Mensch-Maschine-Konstellation einer Schreibmaschine gleicht, tatsächlich überflüssig ist. Nur in diesem Fall wäre der Arm als überflüssig zu bezeichnen, schließlich standen damals noch keine Roboterarme zur Verfügung. Die Meldungen, die von dem einen Telefonisten niedergeschrieben werden, „wurden noch von zwei andern Angestellten gleichzeitig aufgenommen und dann verglichen, so daß Irrtümer möglichst ausgeschlossen waren“ (V 67). Natürlich kann der geschilderte Saal der Telefone auch als eine auf Übertreibung basierende Parodie gelesen werden, doch wäre dann die Frage: eine Parodie worauf? Karl Roßmann, jung und unbedarft, wäre mit weitaus leichteren Geschützen zu beeindrucken, doch sein Onkel konfrontiert ihn im Saal der Telefone mit der Tatsache, dass Sprechmaschinen letztlich Folterinstrumente sind.⁴⁶

Im Hotel Occidental werden Liftjungen herbeigeläutet (vgl. V 185). Karl bittet die Oberköchin „im Anblick eines Telephonkastens der auf einem Tische stand“ (V 174) um einen Gefallen, zu dessen Erfüllung sie eben diesen verwendet, um „in der Portiersloge den entsprechenden Befehl“ (V 174) zu deponieren. Die Oberköchin telefoniert auch öfters mit dem Oberkellner, um Karl ein eigenes Zimmer zu beschaffen, damit dieser nicht im unruhigen Schlafsaal der Liftjungen nächtigen muss, jedoch erfolglos (vgl. V 190). Telekommunikation verdrängt das Gespräch von Angesicht zu Angesicht, das selbst in einem weitläufigen Hotel möglich sein müsste. Die Grenzen der Wirkmächtigkeit des Telefons zeigen sich, wenn Karl und Therese außerhalb des Hotels unterwegs sind: „[...] Karl und Therese eilten, eng beisammen in die verschiedenen Bureaux, Waschanstalten, Lagerhäuser und Geschäfte, in denen telephonisch nicht leicht zu besorgende, im übrigen nicht besonders verantwortliche Bestellungen oder Beschwerden auszurichten waren.“ (V 194) Warenbestellung und Beschwerdeführung mittels Telefon werden hier en passant entwertet.

Versieht Karl seinen Liftdienst, wird er mit Hilfe von Telefonanrufen durch das Hotel dirigiert (vgl. V 210). Die Angst, das Erbrochene seines ehemaligen Reisekameraden Robinson, der ihm in volltrunkenem Zustand einen Besuch im Hotel abstattet, könnte entdeckt werden, hängt ebenso mit dem Telefon zusammen, denn „unten brauchte nur jemand bei dem die ganze Nacht nicht aussetzenden Restaurationsbetrieb in die Vorratskammern zu gehn, staunend die Scheußlichkeit im Lichtschacht zu bemerken und Karl telephonisch anzufragen, was denn um Himmelswillen da oben los sei“ (V 213). Telekommunikation bestimmt den Alltag im Hotel, das bekommt Karl bald unsanft zu spüren. Er begleitet den betrunkenen Robinson in den Schlafsaal, verlässt also kurz seinen Posten, vergisst dabei aber, dass „auch die kürzeste Abwesenheit während des Dienstes im Bureau des Oberkellners“ (V 218) zu melden ist.

⁴⁶ Vgl. Kittler (1990), S. 127.

„Dazu hast Du ja das Telephon da.“ (V 218) Über diese Pflichten klären Karl die beiden Liftjungen auf, von denen er einen um kurzfristige Vertretung gebeten hat. Der Fauxpas, das Telefon nicht benutzt zu haben, um seine Abwesenheit zu melden, ist Anstoß zur Entlassung Karls aus dem Liftdienst und in weiterer Folge aus dem Hotel Occidental. Karls Rechtfertigung, er „habe nicht gewußt, daß man telephonisch um Erlaubnis bitten muß“ (V 225), überzeugt den Oberkellner nicht, zumal Karl wenig später eingesteht, den betreffenden Paragraphen in der Dienstordnung zu kennen: „Aber gerade eine solche Bestimmung, die man niemals braucht, vergißt man. Ich diene schon zwei Monate und habe niemals meinen Posten verlassen.“ (V 225) Karls Ehrlichkeit bewirkt keine Milderung des Urteils. In einem telefonischen Hin und Her setzt der Oberkellner die Oberköchin von Karls Vergehen (das durch die Entdeckung Robinsons im Schlafsaal noch schwerwiegender wird) in Kenntnis (vgl. V 229ff.).

Kurz vor Karls Ausweisung aus dem Hotel beobachtet dieser die Ablöse der telefonierenden Unterportiere (vgl. V 260f.), eine Szene, die an den Saal der Telefone in der Firma des Onkels erinnert, wenn auch unter anderen akustischen Vorzeichen: „Es waren dies jene neuen Telephone, für die keine Telephonzellen nötig waren, denn das Glockenläuten war nicht lauter als ein Zirpen, man konnte mit Flüstern in das Telephon hineinsprechen und doch kamen die Worte dank besonderer elektrischer Verstärkungen mit Donnerstimme an ihrem Ziele an.“ (V 261) Zwei Unterportiere erteilen „in rasendem, aber wiederum völlig gleichförmigen Tempo Auskünfte in mehreren Sprachen [...], gleichsam ohne Luft zu holen, ehe sie, nach nur einer Stunde gänzlich ausgebrannt, in fliegendem Wechsel abgelöst werden.“⁴⁷

Das den Informationsfluss beschleunigende Medium Telefon begegnet Karl schließlich auch im Naturtheater von Oklahoma: „Neben ihm stand auf einem Tischchen ein [...] telephonischer Apparat, durch den der Führer offenbar alle notwendigen Angaben über die einzelnen Bewerber noch vor der Vorstellung erfuhr [...]“ (V 404f.) Wer sich den Telefonapparat dienstbar zu machen weiß, kann Nutzen daraus ziehen. Karl Roßmann wird telefonische Inaktivität im richtigen, also falschen Moment zum Verhängnis.

3.1.2. *Der Proceß*

Im *Proceß* fragt Josef K. im Eingangskapitel den Aufseher, ob er seinen guten Freund, den Staatsanwalt Hasterer, anrufen dürfe, was ihm, nach einigen Belehrungen über die Sinnlosigkeit dieses Begehrs, gewährt wird, indem der Aufseher „die Hand zum Vorzimmer aus[streckt], wo das Telephon war [...]“ (P 23) Josef K. verzichtet nun jedoch auf den Anruf.

⁴⁷ Stach (2002), S. 200.

Im Gespräch mit Frau Grubach erörtert Josef K. sein morgendliches Verhalten: „Man ist aber so wenig vorbereitet. In der Bank z. B. bin ich vorbereitet, dort könnte mir etwas derartiges unmöglich geschehn, ich habe dort einen Diener, das allgemeine Telephon und das Bureautelephon stehn vor mir auf dem Tisch [...]“ (P 34) Josef K. behauptet sogar, es würde ihm „[...] geradezu ein Vergnügen machen dort einer solchen Sache gegenübergestellt zu werden.“ (P 34)

Tage später wird Josef K. telefonisch verständigt, „daß am nächsten Sonntag eine kleine Untersuchung in seiner Angelegenheit stattfinden würde.“ (P 49) Die Anonymität des Anrufers bleibt die ganze Passage über gewahrt. Josef K. stellt keine Fragen, hört nur zu, telefoniert stumm. Letztlich ist er ein Befehlsempfänger, wie schon Karl Roßmann einer war. „Jedenfalls werde man es, solange K. nichts einwende, bei Sonntag belassen.“ (P 49) K. wendet nichts ein, sondern „dachte [...] hauptsächlich daran, daß es am besten sein werde, Sonntag um neun Uhr vormittag hinzukommen, da zu dieser Stunde an Werktagen alle Gerichte zu arbeiten anfangen.“ (P 51f.) Josef K. fragt nicht nach der Zeit, zu der er erscheinen soll, er tätigt auch keinen Rückruf, nachdem er dem anwesenden Direktor-Stellvertreter gesagt hat, dass ihm eine wesentliche Information – die Uhrzeit seiner Vorladung – vorenthalten wurde (vgl. P 51).

An seinem Arbeitsplatz in der Bank nutzt Josef K. das Telefon auch zur Nahkommunikation, er „berief telephonisch seinen Vertreter zu sich, der in wenigen Augenblicken eintrat.“ (P 123) Eine einfache Glocke oder Klingel, die keinerlei Antwortmöglichkeiten böte, wäre ebenso zielführend und ist offenbar auch vorhanden: „Wieder gieng sein Denken in Klagen aus. Fast unwillkürlich, nur um dem ein Ende zu machen, tastete er mit dem Finger nach dem Knopf der elektrischen Glocke, die ins Vorzimmer führte“ (174), woraufhin K.s Diener erscheint. Seine Kunden, die nutzlos gewartet haben, wimmelt Josef K. ab: „Wären Sie so freundlich, morgen oder wann immer wiederzukommen? Oder wollen wir die Sache vielleicht telephonisch besprechen? Oder wollen Sie mir vielleicht jetzt kurz sagen, um was es sich handelt und ich gebe Ihnen dann eine ausführliche schriftliche Antwort. Am besten wäre es allerdings Sie kämen nächstens.“ (P 185)

Josef K.s Onkel gibt zu verstehen, dass er dem Telefon geringe Bedeutung beimisst, wenn er seinem Neffen rät, zu ihm auf das Land zu kommen, um sich dort ein wenig seinem Prozess zu entziehen: „Hier haben sie alle möglichen Machtmittel, die sie notwendiger Weise, automatischer Weise auch Dir gegenüber anwenden; auf das Land müßten sie aber erst Organe delegieren oder nur brieflich telegraphisch telephonisch auf Dich einzuwirken suchen.“ (P 125)

Die Möglichkeit, das Telefon zur Kündigung des Advokaten zu verwenden, verwirft Josef K.

Noch ehe er läutete überlegte er, ob es nicht besser wäre dem Advokaten telephonisch oder brieflich zu kündigen, die persönliche Unterredung würde gewiß sehr peinlich werden. Trotzdem wollte K. schließlich nicht auf sie verzichten, bei jeder andern Art der Kündigung würde diese stillschweigend oder mit ein paar förmlichen Worten angenommen werden und K. würde, wenn nicht Leni etwas erforschen könnte, niemals erfahren, wie der Advokat die Kündigung aufgenommen hatte [...]. (P 225)

Der Kaufmann Block, selbst Angeklagter und Klient des Advokaten Huld, weiß das Telefon zu schätzen, denn „mehrmals in der Woche kamen Gerichtsboten in mein Geschäft, meine Wohnung oder wo sie mich sonst antreffen konnten, das war natürlich störend (heute ist es wenigstens in dieser Hinsicht viel besser, der telephonische Anruf stört viel weniger)“ (P 241) – eine Vorgehensweise, die für Josef K. nicht in Frage kommt.

Josef K. mag die Bequemlichkeit der Telekommunikation im Arbeitsalltag in Anspruch nehmen oder durch auf seinem Arbeitstisch stehende Telefone und eifertig umhergehende Diener eine nicht näher beschriebene Art von Schutz fühlen (vgl. P 34), im privaten Lebensbereich agiert er am Telefon alles andere als souverän:

Gerade um halb zehn als er [aus der Bank, Anm. T.R.] weggehn wollte, erfolgte ein telephonischer Anruf, Leni wünschte ihm guten Morgen und fragte nach seinem Befinden. K. dankte eilig und bemerkte er könne sich jetzt unmöglich in ein Gespräch einlassen, denn er müsse in den Dom. „In den Dom?“ fragte Leni. „Nun ja, in den Dom.“ „Warum denn in den Dom?“ fragte Leni. K. suchte es ihr in Kürze zu erklären, aber kaum hatte er damit angefangen, sagte Leni plötzlich: „Sie hetzen Dich.“ Bedauern, das er nicht herausgefordert und nicht erwartet hatte, vertrug K. nicht, er verabschiedete sich mit zwei Worten, sagte aber doch, während er den Hörer an seinen Platz hängte, halb zu sich, halb zu dem fernen Mädchen, das er nicht mehr hörte: „Ja, sie hetzen mich.“ (P 278)

Hier treffen Privat- und Geschäftssphäre aufeinander. Der Arbeitszusammenhang, in dem sich Josef K. in der Bank wähnt, wird von Lenis sich ausschließlich auf Privates beziehenden Anruf durchbrochen. Leni scheint darüber informiert zu sein⁴⁸, dass Josef K. im Dom nichts Geschäftliches – nämlich den dort hinbestellten Italiener, dem K. den Dom zeigen soll – erwarten wird, sondern wiederum zutiefst Privates.

3.1.3. Das Schloß

Der vermeintliche, weil selbsternannte Landvermesser K. in Kafkas *Schloß*-Roman kommt nach seiner Ankunft im Dorfwirtshaus direkt unter dem Telefon, mit dessen Hilfe die Frage geklärt wird, ob sein Aufenthalt rechtens ist, zu liegen (vgl. S 10ff.). Nach den Telefonaten Schwarzers mit Herrn Fritz aus dem Schloss wird K.s behauptete Landvermesserschaft akzeptiert, worauf, wie sich später beim Vorsteher zeigen wird, nichts zu geben ist (vgl. S 115ff.). K. möchte ins Schloss gelangen, was einer Erlaubnis bedarf, die K. telefonisch

⁴⁸ Vgl. Zimmermann, Hans Dieter: Kafka für Fortgeschrittene. München: C.H. Beck 2004, S. 115f. In der Folge zitiert als: Zimmermann (2004).

einzuholen versucht, jedoch mit negativem Ergebnis (vgl. S 35ff.). K. telefoniert in seiner Privatsache, um die Legitimation von Seiten des Amtes zu erwirken, ins Schloss kommen zu dürfen, doch er verwendet das Telefon unter Vorspiegelung einer falschen Identität. (vgl. S 37f.)

Die bei K. sich langsam entwickelnde Skepsis an den Kommunikationsmedien manifestiert sich hier jedoch nicht ausschließlich am Telefon, denn nachdem K. über das Telefon mitgeteilt wird, er dürfe niemals ins Schloss (vgl. S 37f.), geschieht folgendes: „Da wurde ihre Gruppe von hinten mit raschem Schritt von einem Mann geteilt, der sich vor K. verneigte und ihm einen Brief übergab. K. behielt den Brief in der Hand und sah den Mann an, der ihm im Augenblick wichtiger schien.“ (S 38) Der Vorsteher nimmt K. schließlich alle Illusionen, indem er ihn über die Gepflogenheiten der Schlossbehörden in Kenntnis setzt:

„Alle diese Berührungen sind nur scheinbar, Sie aber halten sie infolge Ihrer Unkenntnis der Verhältnisse für wirklich. Und was das Telephon betrifft: Sehen Sie, bei mir, der ich doch wahrlich genug mit den Behörden zu tun habe, gibt es kein Telephon. In Wirtsstuben u. dgl. da mag es gute Dienste leisten, so etwa wie ein Musikautomat, mehr ist es auch nicht. Haben Sie schon einmal hier telephoniert, ja? Nun also dann werden Sie mich vielleicht verstehn. Im Schloß funktioniert das Telephon offenbar ausgezeichnet; wie man mir erzählt hat wird dort ununterbrochen telephoniert, was natürlich das Arbeiten sehr beschleunigt. Dieses ununterbrochene Telephonieren hören wir in den hiesigen Telephonen als Rauschen und Gesang, das haben Sie gewiß auch gehört. Nun ist aber dieses Rauschen und dieser Gesang das einzige Richtige und Vertrauenswürdige, was uns die hiesigen Telephone übermitteln, alles andere ist trügerisch.“ (S 115f.)

K. verzichtet fortan gänzlich auf die Benutzung des Telefons, um seinem Ziel, ins Schloss zu kommen, näher zu kommen. Die Möglichkeit einer Rebellion, ausgelöst durch das Drücken einer elektrischen Glocke, klingt bereits im *Heizer*-Kapitel des *Verschollenen* an, im *Schloß*-Roman wird sie schließlich Realität. K. stört im Herrenhof die morgendliche Aktenverteilung, ein Herr, vor dessen Tür sich K. aufhält, „[hatte] wahrscheinlich den Knopf einer elektrischen Glocke entdeckt [...] und wohl entzückt darüber, so entlastet zu sein, statt des Schreiens jetzt ununterbrochen zu läuten anfieng.“ (S 440) Und weiter: „Aber das Läuten hatte doch sofort eine Wirkung. Schon eilte aus der Ferne der Herrenhofwirt selbst herbei [...]“ (S 440)

3.1.4. Der Nachbar

„Mein Telephon ist an der Zimmerwand angebracht die mich von meinem Nachbar trennt, doch hebe ich das bloß als besonders ironische Tatsache hervor, selbst wenn es an der entgegengesetzten Wand hieng, würde man in der Nebenwohnung alles hören.“ (NI 371) Das ist nachvollziehbar, insbesondere für Menschen, die in Wohnungen mit dünnen Wänden leben. Erste Anzeichen für ein gestörtes Verhältnis des Ich-Erzählers zu seinem Wohn- und Arbeitsumfeld folgen jedoch auf den Fuß: „Ich habe mir abgewöhnt, den Namen der Kunden

beim Telephon zu nennen, aber es gehört natürlich nicht viel Schlaueit dazu, aus charakteristischen aber unvermeidlichen Wendungen des Gesprächs die Namen zu erraten.“ (NI 371) Jedes Telefonat verlangt in der Logik des Ich-Erzählers von nun an besondere Wachsamkeit, die letztlich, wiederum dem Gedankengang des Ich-Erzählers folgend, zu nichts führt, da Namen erraten werden, selbst wenn sie nicht ausgesprochen durch die dünne Wand zu hören sind. Wie soll ein Name erraten werden, wenn er nicht genannt wird? Dies wäre nur bei Gesprächspartnern des Ich-Erzählers möglich, die dieser seit dem Einzug des Nachbarn bereits beim Namen genannt hat. Telefonieren wird zum Ausnahmezustand, der wiederum Arbeitsalltag sein muss, schließlich ist das Telefon wesentlicher Teil der Geschäftsgrundlage des Ich-Erzählers, so vage dessen Geschäfte in der Beschreibung auch bleiben.

Was macht Harras, während ich telephoniere? Wollte ich sehr übertreiben, aber das muß man oft, um sich Klarheit zu verschaffen, so könnte ich sagen: Harras braucht kein Telephon, er benutzt meines, er hat sein Kanapee an die Wand gerückt und horcht, ich dagegen muß, wenn geläutet wird zum Telephon laufen, die Wünsche des Kunden entgegennehmen, schwerwiegende Entschlüsse fassen, großangelegte Überredungen ausführen, vor allem aber während des Ganzen unwillkürlich durch die Zimmerwand Harras Bericht erstatten. (NI 372)

Hier wird die Paranoia des Ich-Erzählers manifest. Bericht erstatten *muss* er nur deshalb, weil er zwischen dünnen Wänden lebt und der Ansicht ist, sein Nachbar nütze dies zu seinen Ungunsten aus: „Vielleicht wartet er gar nicht das Ende des Gespräches ab, sondern erhebt sich nach der Gesprächsstelle die ihn über den Fall genügend aufgeklärt hat, huscht nach seiner Gewohnheit durch die Stadt und ehe ich die Hörmuschel aufgehängt habe, ist er vielleicht schon daran, mir entgegenzuarbeiten.“ (NI 372) Dies bleibt Spekulation, denn zu Beginn der Kurzerzählung ist die Rede davon, dass der Ich-Erzähler jung sei, die Geschäfte vor ihm her rollten und er nicht klage (vgl. NI 370). Der neue Nachbar hat die Wohnung mit Jahreswechsel gemietet, wir erfahren jedoch nicht den Zeitpunkt, zu dem der niedergeschriebene Text spielt. Falls sich bereits negative Auswirkungen auf den Arbeitserfolg des Ich-Erzählers zeigen, verschweigt er diese und behält somit die auch sonst dem Text innewohnende Vagheit bei. Dies wiederum gibt Anlass zu der Annahme, es handle sich um unheilvolle Zukunftsprojektionen, die sich aus der Tatsache der dünnen Wände und aus dem zweifelhaften, weil uneinordenbaren Eindruck, den der neue Nachbar Harras auf den Ich-Erzähler macht, speisen. Dass Harras ebenso unter den dünnen Wänden leiden könnte wie der Ich-Erzähler selbst und nichts lieber hätte, als die Telefonate seines Nachbarn nicht mit anhören zu müssen, passt nicht in die Paranoia-Logik des Ich-Erzählers.

3.2. Angst, Furcht, Zweifel – Franz Kafka und der widerspenstige Apparat

Das gestörte Verhältnis zum Kommunikationsmedium Telefon, das in Franz Kafkas literarischem Werk vor allem in den drei Romanen und in der Kurz Erzählung *Der Nachbar* festzustellen ist (und das Kafka direkt von seiner eigenen Telefonangst auf seine Figuren überträgt⁴⁹), wird auf persönlicher Ebene in Kafkas Briefen manifest. Hier sind es im Besonderen die Briefe an Kafkas zweimalige Verlobte Felice Bauer, in denen die mannigfaltige Problematik, die sich ihm eröffnet, wenn es schlicht darum geht, zu telefonieren, sichtbar wird. Ein Telefonat zwischen Max Brod, Kafkas langjährigem guten Freund und Nachlassverwalter, und Felice Bauer, das Brod Kafka nacherzählt, kommentiert Kafka in einem Brief an Felice Bauer so:

Ich quäle ja Max und habe ihm schon auf allen möglichen Gassen Deinetwegen fast den Arm ausgerenkt, aber der Dumme weiß von dem ganzen Telephongespräch fast von nichts, als von deinem Lachen zu erzählen. Wie gut mußt Du das Telephonieren verstehn, wenn du vor dem Telephon so lachen kannst. Mir vergeht das Lachen schon wenn ich ans Telephon nur denke. Was würde mich sonst hindern zur Post zu laufen und Dir einen guten Abend zu wünschen. Aber dort auf den Anschluß warten, sich an der Bank vor Unruhe festhalten, endlich gerufen werden und zum Telephon laufen, daß alles zittert, dann mit schwacher Stimme nach Dir fragen, endlich Dich hören und vielleicht nicht imstande zu sein, zu antworten. Gott danken, daß die 3 Minuten vorüber sind und mit einem jetzt aber schon unerträglichen Verlangen nachhause zu gehn, wirklich mit Dir zu reden – nein das lasse ich lieber sein. Übrigens die Möglichkeit bleibt ja schöne Hoffnung, welches ist Deine Telephonnummer, ich fürchte Max hat sie vergessen. (BI 232f.)

Die Frage nach Felice Bauers Telefonnummer stellt Kafka dieser noch öfter (vgl. BII 182, BII 184), woran jedoch nicht sie allein die Schuld tragen dürfte:

So wollte ich Dir z.B. gestern unbedingt telephonieren [...]. Du, Deine Stimme hören an einem beliebigen zufälligen Nachmittag! Aber ich konnte unter Deinen Briefen nicht jenen finden, auf welchem Du, wie ich mich erinnern zu können glaubte, die Nr. des Telephons notiert hattest. Wahrscheinlich war es nur auf einem Couvert gewesen. Unter den Nummern die auf dem Geschäftspapier stehn, wußte ich aber nicht zu wählen, vielleicht hätte ich gerade die Deines Direktors ausgesucht. (BII 176)

Kafka begründet die Nichtverwendung des Telefons hier explizit damit, nicht in die peinliche Lage kommen zu wollen, sich am Apparat mit Felice Bauers Vorgesetztem konfrontiert sehen zu müssen.

Von Gelächter, das aus dem Telefonhörer an Kafkas Ohr dringt, berichtet dieser an anderer Stelle: „Zunächst lud ich sie einfach telephonisch ein, um 5 zu kommen, eine Formlosigkeit, die dadurch leider noch formloser wurde, daß man damals leider im Telephon fast nichts verstand als ihr Lachen.“ (BIV 448) Das Lachen lässt sich nicht niederschreiben, verschriftlichen. Das Telefon liefert keinen schriftlichen Beleg, auf den man sich berufen

⁴⁹ Vgl. Zelger (1997), S. 45.

könnte.⁵⁰ Die Flüchtigkeit des gesprochenen Wortes ist ein wesentliches Kennzeichen von Telefongesprächen, noch deutlicher als bei Gesprächen von Angesicht zu Angesicht, der sogenannten Anwesenheitskommunikation, bei der Gestik und Mimik das Gesagte unterstützen können, womit die Möglichkeit zum besseren Einprägen des Gesprochenen und Gehörten gegeben ist.

Telefonieren ist schlicht unerträglich, wie Kafka nicht müde wird zu betonen: „(Sei nicht unruhig, ich telephoniere auf keinen Fall, tu es auch nicht ich ertrage es nicht)“ (BI 242).

Telefonieren bildet für Kafka einen Akt, der angstbesetzt ist, weil er das, was eigentlich unerreichbar bleibt, in einem Moment der täuschenden Repräsentation als gegenwärtig erscheinen läßt. Die Stimme läßt sich hier, abweichend von den Diktaphon-Utopien, die Kafka entwirft⁵¹, nicht in Schrift überführen. Sie erzeugt ein Rauschen, das gefälschte

⁵⁰ Vgl. Wessel (2000), S. 13.

⁵¹ Scheffer weist darauf hin, dass Kafka den „Anrufbeantworter mit Schriftausdruck ersonnen“ hat, siehe hierzu Scheffer, Bernd: *Kafka ans Telefon*. Literatur leistet sich mediale Erfahrungen. In: Sprache im technischen Zeitalter. 36/146 (1998), S. 197–204. Hier: S. 202. Dieser Phonoparlograph geht aus Kafkas technischen Überlegungen hervor, die er in einigen Briefen Felice Bauer unterbreitet: „Also meine neuen Ideen: 1 Es wird ein Schreibmaschinenbureau eingerichtet, in welchem alles, was in Lindströms Parlographen diktiert ist, zum Selbstkostenpreis oder anfangs zur Einführung vielleicht etwas unter dem Selbstkostenpreis in Schreibmaschinenschrift übertragen wird. [...] 2 Es wird ein Parlograph erfunden (kommandier, Liebste, die Werkmeister!) der das Diktat erst nach Einwurf einer Geldmünze aufnimmt. Solche Parlographen werden nun überall aufgestellt, wo gegenwärtig Automaten, Mutoscope und dgl. stehn. Auf jedem solchen Parlographen wird wie auf den Postkästen die Stunde verzeichnet sein, zu welcher das Diktierte, in Schreibmaschinenschrift, der Post übergeben werden wird. Ich sehe schon die kleinen Automobile der Lindström A.-G., mit welchen die benutzten Walzen dieser Parlographen eingesammelt und frische Walzen gebracht werden. [...] Hast Du bei Deiner Hotelrundfrage besonders an die Sommerfrischenhotels gedacht, wo die vor Geschäftsunruhe zappelnden Kaufleute die Parlographen umlagern würden. [...] 5 Es wird eine Verbindung zwischen dem Telephon und dem Parlographen erfunden, was doch wirklich nicht so schwer sein kann. Gewiß meldest Du mir schon übermorgen, daß es gelungen ist. Das hätte natürlich ungeheuerere Bedeutung für Redaktionen, Korrespondenzbureaus u.s.w. Schwerer, aber wohl auch möglich, wäre eine Verbindung zwischen Grammophon und Telephon. Schwerer deshalb, weil man ja das Grammophon überhaupt nicht versteht und ein Parlograph nicht um deutliche Aussprache bitten kann. Eine Verbindung zwischen Grammophon und Telephon hätte ja auch keine so große allgemeine Bedeutung, nur für Leute, die, wie ich, vor dem Telephon Angst haben, wäre es eine große Erleichterung. Allerdings haben Leute wie ich auch vor dem Grammophon Angst und es ist ihnen überhaupt nicht zu helfen. Übrigens ist die Vorstellung ganz hübsch, daß in Berlin ein Parlograph zum Telephon geht und in Prag ein Grammophon und diese zwei eine kleine Unterhaltung mit einander führen. Aber Liebste die Verbindung zwischen Parlograph und Telephon muß unbedingt erfunden werden.“ (BII 56ff.); „Das gibt es also schon und läßt sich nicht im größten Umfang ausnützen? Für wichtige peinlich genau aufzunehmende Gespräche der Banken, Agenturen u.s.w. wo es auf genaueste Notierungen oder auf Beisein von Zeugen ankommt, müßte ja ein Parl. unentbehrlich sein. Die eine Hörmuschel würde der Angestellte halten, die andere wäre mit dem Parl. verbunden und eine unwiderlegliche Zeugenschaft in der eigenen Stimme des Redenden gewonnen.“ (BII 66); „Über den Parlographen selbst kann ich nichts Empfehlendes sagen, wenn es aber auf eine Zeugenschaft dafür ankommt, daß Du das beste und liebste Mädchen bist und daß daher auch eine unpraktische Maschine, wenn Du sie verkauft hast, darin, daß Du, Du sie verkauft hast, ihren Wert hat – dann sollen sie mich nur fragen kommen.“ (BII 77); „Liebste, hast Du denn zu meiner geschäftlichen Tüchtigkeit gar kein Vertrauen? Versprichst Du Dir für den Parlographen gar keinen Nutzen von mir? Was ich Dir auch darüber schon geschrieben habe, auf nichts hast Du mir eigentlich noch geantwortet. Siehst Du denn nicht wie Du mich dadurch beschämst. Es ist fast so, als ob Du mich aus Deinem Bureau, kaum daß Du mir dort einen Platz angewiesen hast, wieder hinauswerfen würdest.“ (BII 87)

Nähe bedeutet: den Eindruck einer Präsenz, die nur technisch suggeriert wird.⁵²

Die Unerträglichkeit lässt sich an vielem festmachen: Das Warten auf die Verbindung, die Unruhe währenddessen, das Zittern, wenn das Warten ein Ende hat, eine schwache Stimme oder gar die Unfähigkeit, ein Wort hervorzubringen, der Wunsch nach wahrhaftiger Kommunikation von Angesicht zu Angesicht – in Kafkas Briefen finden sich zahllose Gründe, die gegen die Telekommunikation sprechen. Hundert Jahre später lässt sich feststellen, dass Telefonieren zu Beginn des 20. Jahrhunderts zwar keine Beschäftigung für technisch besonders versierte Sonderlinge mehr darstellte, Kafkas tiefe Skepsis jedoch durchaus nachvollziehbar ist. Die verstreichende Zeit, bis Telekommunikation tatsächlich stattfinden konnte, die Kürze der Telefonate (wenn auch einer der wenigen Pluspunkte in Kafkas Schilderung), die sonstigen Unwägbarkeiten – all das lässt die berechnete Frage aufkommen, weshalb man sich nicht doch lieber auf Briefe und Telegramme konzentrieren sollte. Die Antwort (die klarerweise nur für ihn selbst gilt) gibt Kafka selbst, wenn er Felice Bauer einen Angsttraum schildert: „Es war ein besonders stacheliger Apparat und ich fürchte mich, so wie ich mich vor dem Telephonieren fürchte, auch vor diesem Telegraphen.“ (BI 308f.) Dies soll aber nicht als Beleg dafür herangezogen werden, Kafkas Telefonphobie zu relativieren. Selbst dann nicht, wenn Kafka im Zuge eines technischen Disputs mit Felice Bauer, der sich über mehrere Briefe hinweg erstreckt, wissen lässt: „Eine Verbindung zwischen Grammophon und Telephon hätte ja auch keine so große allgemeine Bedeutung, nur für Leute, die, wie ich, vor dem Telephon Angst haben, wäre es eine große Erleichterung. Allerdings haben Leute wie ich auch vor dem Grammophon Angst und es ist ihnen überhaupt nicht zu helfen.“ (BII 57) Kafkas Angstträume betreffen alle zu seinen Lebzeiten gängigen Kommunikationsmedien, neben dem Telefon und dem Telegrafen auch den Brief.⁵³ Linderung findet er mitunter in einem Zustand zwischen Wachen und Schlafen:

Ich hatte mich unter der Herrschaft des Telegramms sehr früh schlafen gelegt, vor 9 Uhr (ich gehe mit mir ein wenig willkürlich um) war um 2 Uhr aufgewacht und hatte wach mit offenen Augen aber noch unter dem Einfluß des Schlafes und darum in ununterbrochenen und etwas zauberhaften Vorstellungen an Dich und an eine mögliche Berliner Reise gedacht. Es ergaben sich schöne leichte Verbindungen ohne jede Störung, die Automobile flogen wie Liebende, Telephongespräche klappten als hielte man sich während dessen bei der Hand, ich will lieber gar nicht weiter daran denken – je wacher ich wurde, desto unruhiger wurde ich auch [...]. (BI 354f.)

⁵² Alt (2005), S. 281.

⁵³ „Liebste heute wieder nichts. Schlechte, schlechte Nacht, an der Du zum Teil Schuld, Traumschuld hast. Folgender Angsttraum: Aus der Portierloge der Anstalt wird mir telephoniert, daß ein Brief für mich dort liegt. Ich laufe hinunter. Finde dort aber nicht den Portier, sondern den Vorstand der Einlaufstelle, in welche regelmäßig die Post zuerst kommt. Verlange den Brief. Der Mann sucht auf dem Tischchen, wo der Brief noch vor einem Augenblick gelegen haben soll, findet ihn aber nicht, sagt, die Schuld habe der Portier, der unberechtigter Weise den Brief dem Briefträger abgenommen hat, statt ihn in die Einlaufstelle geben zu lassen.“ (BIII 243)

Telefoniert Kafka, ist er „hilflos“ (BI 371) und gibt Zusagen, die er nicht geben will, nur um dann festzustellen, dass das Telefon zwar „schrecklich[...]“ (BI 371) ist, aber noch deutlich unerträglicher Menschen sind, mit denen er sich nicht treffen will, es dann aber doch tut.

Aber als ich herunterkam, ärgerlich vor lauter Bedenken, und vor Menschen statt vor dem schrecklichen Telephon stand und überdies außer den dreien noch ein Mädchen und einen jungen Mann antraf, entschloß ich mich rasch, begleitete sie nur bis zur Brücke und verabschiedete mich, wobei ich den Verkehr beim Brückenmauthäuschen störte und einer Frau hinter mir auf den Fuß trat. Dann lief ich befreit zu Max. (BI 371)

Mit dieser Hilflosigkeit angesichts des Apparates ist Kafka unter den Schriftstellern nicht allein. Erstaunliche Parallelen zu Kafkas Empfindungen finden sich bei Walter Benjamin, der in seiner *Berliner Kindheit um neunzehnhundert* den Telefonerlebnissen seiner Kindheit auf der Spur ist:

In diesen Zeiten hing das Telefon entstellt und ausgestoßen zwischen der Truhe für die schmutzige Wäsche und dem Gasometer in einem Winkel des Hinterkorridors, von wo sein Läuten die Schrecken der berliner Wohnung vervielfachte. Wenn ich dann, meiner Sinne mit Mühe mächtig, nach langem Tasten durch den finstern Schlauch, anlangte, um den Aufruhr abzustellen, die beiden Hörer, welche das Gewicht von Hanteln hatten, abriß und den Kopf dazwischen preßte, war ich gnadenlos der Stimme ausgeliefert, die da sprach. Nichts war, was die Gewalt, mit der sie auf mich eindrang, milderte. Ohnmächtig litt ich, daß sie mir die Besinnung auf meine Zeit, meinen Vorsatz und meine Pflicht zunichte machte; und wie das Medium der Stimme, die von drüben seiner sich bemächtigt, folgt, ergab ich mich dem ersten besten Vorschlag, der durch das Telefon an mich erging.⁵⁴

In einem Brief an Grete Bloch⁵⁵ berichtet Kafka von einem Telefonat mit Felice Bauer: „Das telephonische Einvernehmen war recht gut soweit mir schien und soweit ich über diese für mich neue Erfindung urteilen kann, mit der ich fast nichts anzufangen weiß.“ (BIII 15) Dies lässt geradezu auf einen besänftigten Kafka schließen, doch er lässt eine detaillierte Begründung folgen (vgl. BIII 15f.), die mit dem Satz, „Gott weiß, warum mir die Klage über dieses kleine Leid so angewachsen ist“ (BIII 16), endet. So gering dürfte dieses Leid allerdings nicht sein, wahrte Kafka doch mit dem eben zitierten Satz zuallererst die ihm angebracht scheinende Höflichkeit. Manchmal, im Zustand der Euphorie, gelingt es Kafka

⁵⁴ Benjamin, Walter: *Berliner Kindheit um neunzehnhundert*. Fassung letzter Hand. Fragmente aus früheren Fassungen. Mit einem Nachwort von Theodor W. Adorno. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2010, S. 19. In der Folge zitiert als: Benjamin (2010).

⁵⁵ Siehe hierzu den biografischen Abriss zu Grete Bloch in BIII, S. 799: „*Vermutlich während der Büroartikelausstellung in Frankfurt am Main lernte Grete Bloch im April 1913 Felice Bauer kennen, deren Arbeitgeber, die Carl Lindström AG, dort ebenfalls vertreten war. [...] [Z]ur ersten Begegnung mit Kafka Ende Oktober 1913 kam es offenbar während einer Unterbrechung der Reise zum tatsächlichen Dienstantritt in Wien. [...] Zum 1. Juni 1914 kehrte Grete Bloch aus Wien in die Berliner Filiale der Firma Unionzeiss zurück. In dieser Zeit begann sie offenbar, sich wegen ihrer starken Einflußnahme auf die Beziehung zwischen Kafka und Felice Bauer und ihres Drängens zu einer Verlobung Vorwürfe zu machen. Kafkas Äußerungen über die in Aussicht genommene Ehe und über seine Braut veranlaßten sie schließlich, Felice Bauer Teile der Briefe Kafkas zu übergeben. Im Beisein Grete Blochs konfrontierte Felice Bauer den Verlobten am 12. Juli im Berliner Hotel Askanischer Hof mit seinen Äußerungen, und es kam zur Auflösung des Verlöbnisses. Damit endete auch die intensive Korrespondenz zwischen Grete Bloch und Kafka [...].“*

aber, seine Telekommunikationsangst zu überwinden. So stellt er Grete Bloch, die er dazu ermuntert, eine Arbeitsstelle in Berlin anzunehmen und sich somit von ihren Eltern abzunabeln, eine telefonische Gratulation in Aussicht (vgl. BIII 20). Der Vollständigkeit halber muss erwähnt werden, dass aus den Folgebriefen nicht zu erfahren ist, ob Kafka sein Versprechen gehalten hat.

Das Läuten des Telefons ist in einem Brief an Milena Jesenská Startschuss für eine Angst, die sich letztlich doch in Wohlgefallen auflöst:

Ich fahre auf, das Telephon! Zum Direktor. Das erstmal seitdem ich in Prag bin, in Dienstsachen hinuntergerufen! Jetzt kommt endlich der ganze Schwindel heraus. Seit achtzehn Tagen nichts gemacht, außer Briefe geschrieben, Briefe gelesen, vor allem aus dem Fenster geschaut, Briefe in der Hand gehalten, hingelegt, wieder aufgenommen, dann auch Besuche gehabt und sonst nichts. Aber als ich hinunterkomme, ist er freundlich, lächelt, erzählt etwas Amtliches, das ich nicht verstehe, nimmt Abschied [...]. (BM 87)

Es bleibt jedoch dabei, dass Telefonieren für Kafka meist die letzte Option darstellt, um mit jemandem in Kontakt zu treten, wie er Milena Jesenská unmissverständlich wissen lässt: „Vielen Dank jedenfalls, daß Du mich auch heute nicht ohne Brief gelassen hast. Aber morgen? Telefonieren werde ich nicht, weil es erstens zu aufregend ist und zweitens unmöglich ist (ich habe mich schon einmal erkundigt) und weil wir uns drittens bald sehen werden.“ (BM 143)

Gegen Ende seines Lebens ist für Kafka freilich ein ganz anderer, eminent existentieller Grund dafür verantwortlich, dass er kaum Telefonanrufe entgegenzunehmen oder selbst zu tätigen imstande ist. Dies belegt ein Brief an Max Brod Mitte Januar 1924, keine fünf Monate vor Kafkas Tod: „Das Haupthindernis ist aber meine Gesundheit, heute z.B. war ein telephonisches Gespräch mit E. vereinbart, ich kann aber nicht gut in das kalte Zimmer hinübergehen, denn ich habe 37,7 und liege im Bett. Es ist nichts besonderes, ich habe das öfters ohne weitere Folgen, der Wetterumschlag mag auch daran beteiligt sein, morgen ist es voraussichtlich vorüber.“ (BIV 471)

4. Störungen, Abweichungen und Unterbrechungen

Die Geschichte der Telefonie (im Allgemeinen und im Speziellen in Kafkas Werk) ließe sich nicht nachzeichnen, ohne all die Ungereimtheiten, die mit der Verwendung des Telefons einhergingen und -gehen, zu beleuchten. Gerade in Störungen und Abweichungen von der als selbstverständlich erachteten Norm – nämlich einer fehlerlos funktionierenden Verbindung zweier Gesprächspartner – liegen die einer Untersuchung würdigen Aspekte. Funktionierte alles reibungslos, ließe sich nur die Tadellosigkeit in der Verwendung des Kommunikationsmediums Telefon konstatieren. In Kafkas Tagebüchern findet sich ein passender Eintrag.

„[...] In der Bank läute ich sofort telephonisch die 'Bohemia' an. Ich will ihr die Geschichte zur Veröffentlichung übergeben. Es kommt aber keine rechte Verbindung zustande. Wissen Sie warum? Die Tagblattredaktion ist ja nahe bei der Hauptpost, da können sie vom Tagblatt aus leicht die Verbindungen nach Belieben beherrschen, aufhalten und herstellen. Und tatsächlich höre ich immerfort im Telephon undeutliche Flüsterstimmen offenbar von Tagblattredakteuren. Sie haben ja ein großes Interesse, diese telephonische Verbindung nicht zuzulassen. Da höre ich (natürlich ganz undeutlich) wie die einen auf das Fräulein einreden, daß sie die Verbindung nicht herstellen soll, während die andern schon mit der Bohemia verbunden sind und sie von der Aufnahme meiner Geschichte abhalten wollen. 'Fräulein', schreie ich ins Telephon hinein, 'wenn Sie jetzt nicht sofort die Verbindung herstellen, klage ich bei der Postdirektion.' Die Kollegen in der Bank lachen rings herum, wie sie mich so energisch mit dem Telephonfräulein reden hören. [...]“ (T 390f.)

Hier spricht ein Unbekannter, der Kafka bei einem abendlichen Spaziergang um juristischen Rat bittet. (vgl. T 382ff.) Kafkas detailreiche Schilderung der Indiskretion, welcher der Unbekannte seiner Schilderung folgend zum Opfer gefallen ist, lässt jedoch Zweifel aufkommen, ob Kafka hier nicht doch Fiktionales im Tagebuch niederschreibt, selbst wenn er, den Eintrag abschließend, feststellt: „Er [der Unbekannte, Anm. T.R.] geht ins Kafe Corso ich nach Hause mit der Erfahrung, wie erfrischend es ist, mit einem vollkommenen Narren zu reden. Ich habe fast nicht gelacht, sondern war nur ganz aufgeweckt.“ (T 392f.)

„Erst wenn die Funktion der Leitung behindert wird [...], macht sie sich als eigene Vorrichtung bemerkbar – ähnlich wie man auch leibliche Funktionen erst dann in ihrer Eigenart bemerkt, wenn sie gestört oder behindert werden.“⁵⁶ Ein störungsfreies Telefongespräch zu führen war in den Anfangstagen der Telefonie oft schon allein deshalb unmöglich, weil die damals noch hauptsächlich oberirdisch verlegten Telefonkabel „jahrein und jahraus allen Witterungsunbilden ausgesetzt [waren] und [...] leicht beschädigt werden [konnten]; zudem verliefen in ihrer unmittelbaren Nachbarschaft auch Starkstromleitungen, so daß es bei den

⁵⁶ Konitzer (2006), S. 225.

Telefonverbindungen zu den bekannten Störungen durch Induktion kam.“⁵⁷ Ob Kafka solches im Sinn hat, als er seine Romanfigur K. im *Schloß* mit Telefonleitungen konfrontiert, die Summen, Rauschen oder gar Gesang übertragen (vgl. S 35ff.), also offensichtlich Geräusche, die nicht zur eigentlichen Kommunikation gehören, darf bezweifelt werden. Der Vorsteher erklärt K. im *Schloß*-Roman, dass die rege telefonische Aktivität *innerhalb* des Schlosses „in den hiesigen Telephonen als Rauschen und Gesang“ (S 116) hörbar wird. Kurioserweise ist aber gerade diese sonst als Störung empfundene Geräuschkulisse neben dem eigentlichen Telefongespräch „das einzige Richtige und Vertrauenswürdige, was uns die hiesigen Telephone übermitteln, alles andere ist trügerisch.“ (S 116) Der Vorsteher stellt mit dieser Belehrung K.s das Wesen der Telefonie auf den Kopf. Dem gesprochenen Wort aus dem Schloss ist nicht zu trauen, dem Rauschen und dem Gesang aber kann vertraut werden, wenn auch dies klarerweise zu nichts führt, denn K. erhält aus dem Schlosstelefon keine wertvolle Information. Strukturelle Momente des Telefonierens werden dort erkennbar, wo Störungen und Abweichungen auftreten. Die Telefonteilnehmer haben damit zu ringen, den Umgebungslärm von den Geräuschen, die aus dem Telefonhörer dringen, zu unterscheiden, was besonders in öffentlichen Räumen zur Herausforderung wird:

Das Geräusch oder die Rede, die von weither kommen, treten [...] unmittelbar in Konkurrenz zu den Umgebungsgläuschen und schließen nicht an sie an. So teilt sich der akustische Raum in einen Umgebungshörerraum und einen Fernhörerraum. Dabei ist allerdings der Fernhörerraum derjenige, der für den Gesprächsteilnehmer der nächste wird, dem gegenüber alle anderen Geräusche als Störung empfunden werden könnten.⁵⁸

Mittlerweile ist „Telefonieren für die Telefonierenden selbstverständlich und gewöhnlich, obwohl es in den Tagesablauf, in den Alltag oder bei außergewöhnlichen Stimmungen immer als Fremdkörper hereinplatzt.“⁵⁹ Kafka gelangte nie an den Punkt, wo er davon hätte sprechen können, Telefonieren sei für ihn eine Selbstverständlichkeit, es blieb vielmehr eine lebenslange Störung, der er, so gut es ihm möglich war, aus dem Weg ging.

4.1. Das Läuten – Glocken, Klingeln, Uhren, Telefone

Die ersten Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts waren jene Zeit, in der die elektrische Klingel zunehmend durch das Telefon ersetzt wurde.⁶⁰ Das Herbeiklingeln oder Herbeiläuten von Dienstpersonal ist mit dem Telefon ebenso möglich, hinzu kommt die Möglichkeit, den

⁵⁷ Kainz (1981), S. 39.

⁵⁸ Konitzer (2006), S. 246.

⁵⁹ Zelger (1997), S. 48.

⁶⁰ Vgl. ebda., S. 101.

Untergebenen konkrete Befehle zu erteilen, eine Entgegnung, also die Inanspruchnahme des Rückkanals, welcher später noch genauer erläutert wird⁶¹, ist nicht erwünscht.

In Kafkas literarischem Werk klingelt und läutet nicht nur das Telefon, sondern es ist von Glocken, Klingeln und Uhren die Rede. Der Effekt ist zwar nicht derselbe, doch sehr ähnlich.

4.1.1. *Der Verschollene*

Auf dem Schiff, mit dem Karl Roßmann im *Verschollenen* nach New York kommt, hört man „eine kleine Glocke [...] immerfort“ (V 19) läuten. Karl erfährt zwar nicht, wem genau dieses Glockenläuten gilt, misst ihm aber Bedeutung bei, da es in ursächlichem Zusammenhang mit dem „großen Betrieb“ (V 19), als welchen Karl das Schiff wahrnimmt, stehen dürfte. Als sich Karl später im Landhaus bei New York im oberen Stockwerk mit Klara und Mack unterhält und dabei ganz das Zeitgefühl zu verlieren droht, signalisieren ihm die Mitternacht schlagenden Kirchenglocken, dass es höchste Zeit ist, zu Herrn Green und Herrn Pollunder nach unten zurückzukehren. „In diesem Augenblick erklangen zwölf Glockenschläge, rasch hintereinander, einer in den Lärm des andern dreinschlagend. Karl fühlte das Wehen der großen Bewegung dieser Glocken an den Wangen. Was war das für ein Dorf, das solche Glocken hatte!“ (V 120f.) Natürlich sind Kirchenglocken und elektrische Glocken oder Klingeln gänzlich verschiedene Dinge, doch der willkürliche Einsatz der Kirchenglocken in dieser Textpassage ist immerhin bemerkenswert. Das Schlagen der Glocken ist nicht nur zu hören, sondern auch körperlich zu spüren. Es bemächtigt sich Karls nicht nur auf akustischem Wege. Ähnliches gilt für die Tischglocke in Bruneldas Wohnung, von der Robinson Karl erzählt.

„[...] und so wurde bestimmt, daß ich nicht mehr fragen darf, sondern daß, wenn ich hineingehen kann, auf die Tischglocke gedrückt wird. Das gibt ein solches Läuten, daß es mich selbst aus dem Schlaf weckt – ich habe einmal eine Katze zu meiner Unterhaltung hier gehabt, die ist vor Schrecken über dieses Läuten weggelaufen und nicht mehr zurückgekommen. Also geläutet hat es heute noch nicht – wenn es nämlich läutet dann darf ich nicht nur, sondern muß hineingehn – und wenn es einmal so lange nicht läutet, dann kann es noch sehr lange dauern.“ (V 301f.)

Robinson, der mit seinen Eskapaden im Hotel Occidental entscheidend für die Kündigung Karl Roßmanns verantwortlich gemacht werden kann (vgl. V 235ff.), ist nun selbst auf der Seite der Geknechteten; er wird von Brunelda und seinem ehemaligen Kompagnon Delamarche wie ein Sklave gehalten (vgl. V 295ff.). Im Hotel Occidental, als Karls Kündigung bereits beschlossene Sache ist, eingeleitet durch jenes Telefonat des Oberkellners mit der Oberköchin, bei dem der Oberportier dem Oberkellner rät, stärker zu läuten, um zur Oberköchin durchzudringen

⁶¹ Siehe hierzu das Kapitel *Nähe und Ferne*.

(vgl. V 230), hängt Karl noch einer Fantasie nach, in der er die Oberköchin doch noch ein gutes Wort für sich einlegen lässt. Die Realität jedoch sieht anders aus.

Statt dessen aber sagte die Oberköchin nach einer kleinen Pause, die niemand zu unterbrechen gewagt hatte – nur die Uhr schlug in Bestätigung der Worte des Oberkellners halb sieben und mit ihr, wie jeder wußte, gleichzeitig mit ihr alle Uhren im ganzen Hotel, es klang im Ohr und in der Ahnung wie das zweimalige Zucken einer einzigen großen Ungeduld: „Nein Karl nein, nein! Das wollen wir uns nicht einreden. Gerechte Dinge haben auch ein besonderes Aussehn und das hat, ich muß es gestehn, Deine Sache nicht.“ (V 247)

Passend zur gnadenlosen Beschleunigung durch Echtzeitkommunikation über weite Entfernungen hinweg und dem allortigen zu hörenden Klingeln und Läuten von Telefonen und Glocken, werden selbst die schlagenden Uhren mit einer unangenehmen Eigenschaft, der Ungeduld, assoziiert. Als komplimentierten sämtliche Uhren des Hotels, plötzlich zum Leben erwacht und zu einer gewaltigen Einheit verschmolzen, den auf Abwege geratenen Karl Roßmann aus ihrer Mitte – in der er sich nur scheinbar befunden hat – hinaus.

4.1.2. Der Proceß

Fehlt eine Glocke, auf die sich schlagen ließe, um Aufmerksamkeit für sich einzufordern, weiß sich Josef K. im *Proceß* anders zu helfen, er „schlug [...] mit der Faust auf den Tisch, im Schrecken darüber fuhren die Köpfe des Untersuchungsrichters und seines Ratgebers augenblicklich auseinander.“ (P 68) Josef K.s Arbeitsplatz ist mit Telefonen *und* einer elektrischen Glocke, die ins Vorzimmer führt, ausgestattet (vgl. P 171). Josef K. verwendet die elektrische Verbindung ins Vorzimmer, um seinen Diener zu rufen; die Kommunikation mittels Klingeln und Glocken markiert das Hierarchiegefälle – mehr dazu gegen Ende der Arbeit im *Hierarchie*-Kapitel.

4.1.3. Das Schloß

Das Phänomen des „stärker Läutens“, das schon im *Verschollenen* zu beobachten war (vgl. V 230), tritt im *Schloß*-Roman in modifizierter Form auf. K. ist von Schwarzer, der mit dem Schloss telefoniert hat, zunächst als Schwindler entlarvt worden:

Einen Augenblick dachte K., alles, Schwarzer, Bauern, Wirt und Wirtin würden sich auf ihn stürzen, um wenigstens dem ersten Ansturm auszuweichen verkroch er sich unter die Decke, da – er steckte langsam wieder den Kopf hervor – läutete das Telephon nochmals und wie es K. schien, besonders stark. Trotzdem es unwahrscheinlich war, daß es wieder K. betraf, stockten alle und Schwarzer kehrte zum Apparat zurück. (S 12)

Im *Verschollenen* wurde seitens des Oberkellners „stärker“ geläutet (vgl. V 230), im *Schloß-Roman* ist das stärkere Läuten, vom Schloss ausgehend, am Telefonapparat des Dorfwirtshauses zu hören und ist offensichtlich stark genug, um die Anwesenden, deren Vorahnung in Bezug auf K. bereits bestätigt wurde, stutzig werden zu lassen.

Wunderliche Effekte, die dem Telefonläuten zugeschrieben werden, findet Sabine Zelger etwa auch in Heinrich Bölls *Ansichten eines Clowns*, wenn Hans Schnier am Klingeln zu erkennen glaubt, wer ihn anzurufen versucht.⁶²

Der Landvermesser K. wird vom Fuhrmann Gerstäcker erkannt und als „zum Schloß“ (S 28) gehörend bezeichnet, allerdings schlägt Gerstäcker K.s Wunsch, ihn Richtung Schloss zu befördern, aus; ins Dorfwirtshaus will er ihn aber doch bringen (vgl. S 28).

Das Schloß dort oben, merkwürdig dunkel schon, das K. heute noch zu erreichen gehofft hatte, entfernte sich wieder. Als sollte ihm aber noch zum vorläufigen Abschied ein Zeichen gegeben werden, erklang dort ein Glockenton, fröhlich beschwingt, eine Glocke, die wenigstens einen Augenblick lang das Herz erbeben ließ, so als drohe ihm – denn auch schmerzlich war der Klang – die Erfüllung dessen, wonach er sich unsicher sehnte. Aber bald verstummte diese große Glocke und wurde von einem schwachen eintönigen Glöckchen abgelöst, vielleicht noch oben, vielleicht aber schon im Dorfe. Dieses Geklingel paßte freilich besser zu der langsamen Fahrt und dem jämmerlichen aber unerbittlichen Fuhrmann. (S 29f.)

Dort, wo der Glockenton, erbaulich und schmerzlich zugleich, zu hören ist, ist K.s Ziel, von dem er allerdings entfernt wird, noch ehe er sich tatsächlich nähern hatte können. Das Schloss gibt den Ton an; K. jedoch gibt nach und lässt sich von seinem angestrebten Ziel weg ins Dorfwirtshaus chauffieren, das sich in seiner Jämmerlich- und Unerbittlichkeit neben dem Geklingel, der langsamen Fahrt und dem Fuhrmann einreihet.

Gegen Ende des Textes stört K. die Aktenverteilung im Herrenhof; einer der aufgeregten Herren hat „wahrscheinlich den Knopf einer elektrischen Glocke entdeckt“ (S 440) und läutet nun ununterbrochen, woraufhin Wirt und Wirtin erscheinen, ersterer in unbändiger Beschleunigung begriffen, denn „es war als vergesse er seine Würde, so lief er; die Arme hatte er halb ausgebreitet, so als sei er wegen eines großen Unglücks gerufen und komme um es zu fassen und an seiner Brust gleich zu ersticken; und unter jeder kleinen Unregelmäßigkeit des Läutens schien er kurz hochzuspringen und sich noch mehr zu beeilen.“ (S 440f.) Das Glockenläuten hat hier eine Choreografie zufolge, die sich so auch in den dem Slapstick verpflichteten Stummfilmen der 1920er Jahre, also zur Entstehungszeit des *Schloß-Romans*, finden lässt. Der passionierte Kinogänger Kafka⁶³ erscheint mitunter als Puppenspieler seines eigenen Literatur gewordenen Schauspiels. Wenn sich die Herren nicht mehr zu helfen wissen, läuten sie die Glocke, nach deren Pfeife der Wirt tanzt und Hilfe bringt.

⁶² Vgl. Zelger (1997), S. 185.

⁶³ Vgl. Alt, Peter-André: *Kafka und der Film*. Über kinematographisches Erzählen. München: C.H. Beck 2009.

4.1.4. *Ein Traum*

Eine Glocke scheint in der Kurzerzählung *Ein Traum* mitunter ein Eigenleben zu führen, das aber von Menschenhand, wenn auch nicht immer, beherrschbar ist. „Zur Unzeit begann nun auch eine kleine Glocke von der Grabkapelle zu läuten, aber der Künstler fuchtelte mit der erhobenen Hand und sie hörte auf. Nach einem Weilchen begann sie wieder, diesmal ganz leise und, ohne besondere Aufforderung, gleich abbrechend; es war, als wolle sie nur ihren Klang prüfen.“ (D 297) Der Künstler ist für die Inschrift auf Josef K.s Grabstein zuständig, das Grab selbst ist bereits ausgehoben (vgl. D 295ff.). Die Glocke von der Grabkapelle, ein letztes, wenn auch zaghaftes Geleit für Josef K.?

4.1.5. *Briefe*

Kafka selbst ist auf der Suche nach einer ganz anderen Glocke, nämlich jener, um die er die Kollegen Felice Bauers beneidet: „[W]ie man auf den Taster in der Direktionskanzlei nur drücken muß und Du kommst gelaufen. Liebste, Liebste, wo ist die Glocke, die Dich zu mir ruft. Ich überfalle Dich mit Küssen.“ (BI 296)

4.1.6. *Doderer und Hofmannsthal*

Das Geklingel von Telefonen wird gemeinhin als störend oder gar „sinnverwirrend“ (V 66) empfunden. Mit dieser Ansicht sind Kafka und seine literarischen Figuren nicht allein. So werden etwa in Doderers *Dämonen* störende Telefonapparate ins Vorzimmer oder an das Ende schier endloser Gänge verbannt, wo maximal in der Hierarchie nicht hochstehendes Personal gestört wird.⁶⁴ Der Schwierige in Hugo von Hofmannsthals gleichnamigem Stück lässt eingehende Telefonanrufe von seinem treuen Diener Lukas nur dann zu sich durchstellen, wenn er seine Gesprächsbereitschaft signalisiert hat, zudem hat der störende Apparat, eine indiskrete Maschine, draußen zu läuten; ein neuer Diener, der sich an diese Gepflogenheiten nicht hält, wird umgehend entlassen.⁶⁵

⁶⁴ Vgl. Doderer, Heimito von: *Die Dämonen*. Nach der Chronik des Sektionsrates Geyrenhoff. München: Beck 1995, S. 1098ff.

⁶⁵ Vgl. Hofmannsthal, Hugo von: *Der Schwierige*. Lustspiel in drei Akten. In: Ders.: *Dramen IV. Lustspiele*. Gesammelte Werke in zehn Einzelbänden. Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuch Verlag 1979, S. 331–439. Hier: S. 358f., 363 u. 365f.

4.2. Unerwünschte Unterbrechungen – Das Läuten unterbricht jede Tätigkeit

Die Feststellung, ein läutendes Telefon unterbreche jede Tätigkeit, mag banal anmuten. Führt man sich aber vor Augen, dass ein Telefonat ohne diese einleitende Unterbrechung, ganz gleichgültig, wobei man unterbrochen wird, nicht möglich ist, man somit aus einem Ruhezustand herausgerissen wird oder aber – in ohnehin schon gehetzter Verfassung – einem weiteren, zusätzlichen Reiz ausgesetzt wird, so ist dieses Faktum einer genaueren Betrachtung wert.

4.2.1. *Der Verschollene*

„Eine Fahrt unterbrach das Gespräch [mit Robinson, Anm. T.R.] und, kaum war Karl wieder unten, erfolgte ein telephonischer Anruf, laut dessen Karl den Hotelarzt holen sollte, da eine Dame im siebenten Stockwerk einen Ohnmachtsanfall erlitten hatte.“ (V 210). Karl Roßmanns Liftdienst im Hotel Occidental gleicht einer in Serie geschalteten Unterbrechung. Sein Arbeitsalltag wird durch die auf und ab fahrenden Aufzüge und die mittels Telefon an ihn ergehenden Befehle strukturiert. Permanente Störung wird für ihn zum Normalzustand, ein Arbeiten in kurzen Intervallen, nicht enden wollende Unterbrechungen nehmen ihn ununterbrochen in Anspruch. Die folgenreichen Telefonate des Oberkellners mit der Oberköchin, denen Karl, stets vom Oberportier körperlich gezüchtigt, beiwohnt, zeichnen sich ebenfalls durch Unterbrechungen aus. Der Oberkellner versucht eine Verbindung zur Oberköchin herzustellen, zuerst erfolglos (vgl. V 229f.). Der Oberportier empfiehlt dem Oberkellner, stärker zu läuten, doch noch bevor dies ausgeführt werden kann, „kam, ohne weitere Aufforderung, das telephonische Gegenzeichen.“ (V 230) Doch kaum ist das Gespräch in Gang gekommen, folgt die nächste Unterbrechung:

„Aber natürlich habe ich Zeit, bitte sehr, ich bleibe beim Telephon wenn es Ihnen recht ist.“ [...] „Warum spricht sie nicht weiter?“ [fragt der Oberportier, Anm. T.R.] „Sie ist nachschauen gegangen, was mit dem Mädels los ist“, antwortete der Oberkellner schon mit der Muschel am Ohr, denn es läutete wieder. „Sie wird sich schon finden“, redete er weiter ins Telephon hinein. „Sie dürfen sich nicht von allem so erschrecken lassen, Sie brauchen wirklich eine gründliche Erholung. Ja also meine kleine Anfrage. Es ist da ein Liftjunge, namens“ – er drehte sich fragend nach Karl um, der, da er genau aufpaßte gleich mit seinem Namen aushelfen konnte – „also namens Karl Roßmann. [...] Übrigens laufen ja auch sonst Beschwerden gegen ihn ein. Der Oberportier z. B. ja also was denn, Feodor, ja beklagt sich über die Unhöflichkeit und Frechheit dieses Jungen.“ [...] In diesem Augenblick beugte sich der Portier zum Ohr des Oberkellners und flüsterte etwas. [...] „Aber Herr Oberkellner“, rief nun Karl, förmlich erleichtert durch den großen Irrtum, der hier unterlaufen schien. [...] „Wirst Du sofort schweigen“, schrie nun der Oberportier und schüttelte die Faust, wo andere einen Finger bewegt hätten. [...] „Laß Feodor!“ rief der Oberkellner, dessen telephonisches Gespräch mit der Oberköchin plötzlich abgebrochen worden zu sein schien. (V 230ff.)

Nicht genug, dass die Telefonverbindung zur Oberköchin abgebrochen wird, hinzu kommen noch Selbstunterbrechungen des Oberkellners, der mit den im Raum Anwesenden kommuniziert. Die Informationsbeschleunigung, durch das Echtzeitmedium Telefon begünstigt, besiegelt die Kündigung Karls. Kurz flackert zwar Hoffnung auf, dass gerade eine Unterbrechung, verursacht durch einen neuerlichen Telefonanruf, Karls Ausweisung verhindern kann, doch wird Karls Entlassung durch diesen Anruf endgültig besiegelt.

„Die Liftjungen geben mir aber heute zu schaffen!“ rief er schon nach Anhören der ersten Worte. „Das ist ja unerhört!“ rief er nach einem Weilchen. Und vom Telephon weg wandte er sich zum Hotelportier und sagte: „Bitte Feodor halt mal diesen Burschen ein wenig, wir werden noch mit ihm zu reden haben.“ Und ins Telephon gab er den Befehl: „Komm sofort herauf!“ (V 235)

Ob der Gesprächsverlauf ein anderes, für Karl günstiger ausfallendes Ergebnis gezeitigt hätte, wenn die Oberköchin von Anfang an im Büro des Oberkellners präsent gewesen wäre, bleibt Spekulation. Es steht jedoch fest, dass die lückenlose Verkabelung des Hotels Occidental Karl Roßmann keine guten Dienste erweist.

4.2.2. Briefe

Besonders eindrücklich zeigt sich die Unterbrechung der Tätigkeit durch eintreffende Telefonanrufe in Kafkas Briefen.

Zwischendurch läutete
(es ist lange danach, um 11 Uhr abends wo sonst meine eigentliche Arbeit beginnt aber ich kann von dem Brief nicht loskommen) es läutete also und sie erzählten von der Einleitungszene einer Operette „das Autogirl“, die Sie im Residenztheater gehört hatten (gibt es ein Residenztheater? Und war es eine Operette?) in der 15 Personen auf der Bühne stehn, zu denen aus dem Vorzimmer aus dem man das Läuten des Telephons hört irgendjemand tritt und jeden einzelnen der Reihe nach mit der gleichen Formel auffordert, zum Telephon hinauszugehn. (BI 193)

Hier schildert Kafka in einem Brief an Felice Bauer einen Traum, in dem diese vorkommt, und wird bei der Niederschrift unterbrochen, was graphisch zusätzlich durch den Absatz angezeigt wird. Die Unterbrechung benennt er im Verlauf des Briefes nicht näher, es könnte ein Telefonanruf oder anderes gewesen sein. Es fällt aber auf, dass Kafka sein Schreiben an jener Stelle der Traumschilderung unterbricht, an der das Telefonläuten *im* Traum zur Sprache kommt. Am Schreibtisch seines Chefs sitzend und diesen vertretend, schreibt Kafka an Felice: „Ich w (gerade hat mich der telephonische Anruf des Direktors aufgeschreckt, es ist ihm kaum gelungen) Ich war also gerade in der Trafik [...].“ (BI 285) Zwar führt eine gewisse Routine im Gestört- und Unterbrochenwerden selbst bei Kafka dazu, sich nicht aus dem Konzept bringen zu lassen, erwähnenswert bleibt der Grund der Unterbrechung aber doch, anstatt einfach das

begonnene Wort nach der Störung zu Ende zu schreiben. Die Unterbrechung durch den Anruf schneidet Kafka im buchstäblichen Sinn das (begonnene) Wort ab, bringt sein Schreiben zum Erliegen. Wie ausgeliefert er dem Läuten ist, zeigt schon die Tatsache, dass ein Wort nicht zu Ende geschrieben wird, wofür zweifellos die nötige Zeit vorhanden gewesen wäre, doch kommt hier der Vorrangcharakter, der dem Telefon eingeräumt wird, zum Tragen⁶⁶. In heutigen Zeiten, in denen eine vor Jahrzehnten technische Neuerung wie der Anrufbeantworter oder der schlichte Wandel vom Anruf zum Rückruf bereits antiquierte Positionen sind, mag die gleichsam sklavische Ergebenheit der vor hundert Jahren telefonierenden Gesellschaft seltsam anmuten, doch damals hatte das Klingeln des Telefons noch Macht.⁶⁷ Die permanente Erreichbarkeit ist ein Phänomen neueren Datums, denn selbst wenn man abwesend oder nicht gewillt ist, einen Anruf entgegenzunehmen, sind die Anrufe in Abwesenheit (also Anrufversuche) auf dem Display zu sehen.

In einem Brief an Felice Bauer ist von einer Unterbrechung durch einen Telefonanruf die Rede, die Anlass für Spekulationen gibt:

Nun, es gibt vielleicht Mütter, welche die Briefschaften ihrer Kinder nicht lesen, wenn sie so leichte Möglichkeit dazu haben, aber ich fürchte, weder Deine Mutter noch die meine gehört zu diesen Müttern. Wir sagen also, um unser Denken und unsere Sorgen zu vereinfachen, sie hat die Briefe gelesen und vielleicht nicht nur sie sondern auch die Schwester, deren Auskunft am Telephon mir gar zu verdächtig kurz und bestimmt, wenigstens in Deiner Beschreibung klingt. Ich denke deshalb, da Deine Mutter nur selten in Dein Zimmer kommt, die Schwester habe die Briefe zuerst gefunden und dann Deine Mutter dazugerufen. Und nun haben sie beide gelesen, bis sie durch Deinen Telephonanruf gestört wurden. Wer kam zuerst zum Telephon? Und wer kommt gewöhnlich? Waren es alle Briefe, oder nur ein Teil und welcher? (BI 334)

Da die Briefe Felice Bauers nicht erhalten sind, ist es kein leichtes Unterfangen, das Bild zu vervollständigen, doch offenbar dürfte Felice anhand der Stimmlage der Schwester am Telefon oder aufgrund der Tatsache, dass nicht ihre Mutter den Anruf entgegennahm, Grund für die Annahme gehabt haben, Kafkas Briefe seien in die falschen Hände geraten. Möglich wäre auch, dass Felice die Briefe bei ihrer Rückkehr nach Hause nicht so vorfand, wie sie sie zurückgelassen hatte.

Auch der Umstand, dass eine Vertrauensperson Kafkas diesen telefonisch beim Briefeschreiben unterbricht, mildert den Grad der Störung nicht, denn „als ich nach dem erst um ½ 3 angefangenen Essen den Brief an Dich [Felice Bauer, Anm. T.R.] anfieng, glücklich ein wenig bei Dir bleiben zu können, ruhig in der infolge allgemeinen Mittagsschlafes ruhigen Wohnung, wurde ich angeläutet von eben jenem Dr. Weltsch, der nicht nur ein flüchtiger Bekannter sondern mein rechtmäßiger Freund ist.“ (BI 371) Die Störung wiegt hier doppelt

⁶⁶ Vgl. Zelger (1997), S. 261f.

⁶⁷ Vgl. ebda., S. 24.

schwer, denn nicht nur das Briefeschreiben, sondern auch die zeitweilig ruhige Wohnung, ein Zeitraum, den Kafka besonders sucht, werden unterbrochen.

Es kommt auch vor, dass Kafka bereits ahnt, bald in seiner Tätigkeit gestört zu werden, und diese Ahnung sogleich mitteilt: „Liebes Fräulein Grete, ich weiß nicht, ob ich lange werde schreiben können, es ist möglich, daß man mich plötzlich abholt, trotzdem schreibe ich gleich [...].“ (BII 341) Und wenige Zeilen später: „Aber bestimmen Sie doch (ja jetzt bin ich antelephoniert worden, ich werde bald aufhören müssen) selbst nach Ihrem Belieben die Fristen in denen wir ganz regelmäßig einander von jetzt ab schreiben können [...].“ (BII 341) Hier knüpft Kafka unmittelbar nach der Klammer nahtlos an den begonnenen Satz an.

Unterbrechungen während des Briefeschreibens müssen für Kafka aber nicht automatisch unerwünschter Natur sein. In einem Fall ergänzt der Informationsgehalt aus einem ihn beim Schreiben störenden Anruf eine schon in den Briefen begonnene Konversation über eine geplante Reise.

Liebste, ich bin also schon wieder hier. Vorgestern und gestern bekam ich Deine Briefe vom Dienstag und Mittwoch, der Bericht über den Ausflug war aber noch nicht darin. Vielleicht kommt er gleichzeitig mit den sehr erwarteten Bildern, unter denen nur recht viele von Dir sein mögen. (Eben mußte ich zum Telephon laufen, wo ich verständigt wurde, daß ich den Paß und Grenzüberschreitung bewilligt habe, jetzt ist noch der Sichtvermerk nötig) Du fragst nach Frau Hauschner. (BIII 263)

Die telefonische Information webt Kafka ganz selbstverständlich in den Briefinhalt ein, von einer Telefonphobie ist an dieser Stelle nichts zu merken.

4.3. Erwünschte Unterbrechungen – Das Warten hat ein Ende

Unterbrechungen gelten gemeinhin als Störung und somit als unerwünscht. Wenn aber eine unangenehme Situation, gleichgültig welche, gleichgültig wodurch, unterbrochen oder im besten Falle gar beendet werden kann, sind Unterbrechungen willkommen. Die meist fruchtlose Tätigkeit des Wartens ist in diesem Zusammenhang das eindrücklichste und paradoxeste Beispiel zugleich. Die Paradoxie mag darin begründet liegen, dass Warten so selbstverständlich ist, weil es die Ereignisse, die alle abseits dieses Wartens sind, strukturiert und wohl nicht unwidersprochen als Tätigkeit, die unterbrochen werden kann, akzeptiert wird. Dasjenige, worauf gewartet wird, unterbricht oder beendet das Warten darauf durch das Eintreten seiner selbst. Wartet jemand auf einen Telefonanruf oder auf einen angekündigten Brief, so ist die verstreichende Zeit, bis eintritt, worauf gewartet wird, gleichsam leer und tot.

Rund herausgefragt, Felice: hättest Du Ostern, also Sonntag oder Montag irgend eine beliebige Stunde für mich frei und wenn Du sie frei hättest, würdest Du es für gut halten, wenn ich komme? Ich wiederhole, es könnte eine beliebige Stunde sein, ich würde in

Berlin nichts tun als auf sie warten [...] und wenn es keine ganze Stunde, sondern 4 Viertelstunden würden, es wäre auch gut, ich würde keine verpassen, ich würde mich nicht aus der Nähe des Telefons rühren. (BII 137)

Kafkas bedingungslose Hingabe an das Warten, um Felice Bauer zu Gesicht zu bekommen, ist in diesem Brief besonders deutlich ausgedrückt. Das ist nicht immer so: „[I]ch fürchtete mich mehr als vor allem davor, wieder nur augenblicksweise mit Dir beisammen zu sein, in Berlin zu sein und etwa 5 Stunden auf dem Kanapee zu liegen und den doch immer unsichern Telephonanruf erwarten.“ (BII 180) Wenig später versprüht Kafka wieder geradezu militärisch gedrillten Optimismus: „Wenn Du aber z.B. um 7 Uhr früh telephonieren willst, so mußt es nur schreiben und ich werde um 7 Uhr in der Telephonzelle stehn wie der Soldat im Wächterhäuschen.“ (BII 184) Die Anbahnung eines Telefonats geschieht per Brief, die Erwartung des Wartens ist eine Selbstverständlichkeit.

An Belegstellen zur Verdeutlichung des Aufwandes, um telefonisch miteinander in Kontakt treten zu können, mangelt es in Kafkas Briefen wahrlich nicht. Die Wartezeit will vertrieben werden: „Und wie ich letztthin 2 Stunden auf die Herstellung der telephonischen Verbindung wartete und inzwischen in dem elenden Wartezimmer eines elenden Postamtes mir einen Brief ausdachte, [...] und ich dann endlich Deine gesunde, helle Stimme zu hören bekam und Du mich harmlos fragtest 'Wie geht es Dir?'" (BII 204) Kafka kündigt in einem Brief seinen Besuch in Berlin an, doch fürchtet er, dort angekommen, dass sein Brief verloren gegangen ist. „Und nun bin ich in Berlin, muß nachmittag um 4 oder 5 wegfahren, die Stunden vergehn und ich höre nichts von Dir. Bitte schicke mir Antwort durch den Jungen. Kannst mich, wenn es unauffällig geht der Sicherheit halber auch antelephonieren, ich sitze im Askanischen Hof und warte.“ (BII 295f.) Kafkas Berlin-Aufenthalt besteht hauptsächlich aus Warten, dessen Dauer er sich mehr schlecht als recht vertreibt, wie aus einem Brief an Grete Bloch hervorgeht:

Nun war also mein Brief gewiß verloren gegangen, das war sehr schlimm. Trotzdem wartete ich früh bis $\frac{1}{2}9$, dann war es unmöglich länger zu warten und ich schickte einen Radler hin. Der kam um 9, brachte einen Brief, F. schrieb, sie werde mich in einer $\frac{1}{4}$ Stunde antelephonieren, gegen 10 telephonierte sie. [...] Wir giengen im Tiergarten spazieren. [...] F. mußte zu einem Begräbnis [...]. Wir hatten verabredet, sie würde mich um 3 Uhr antelephonieren und auf die Bahn kommen [...]. Ich mittagmahlte, lief dann ins Hotel und wollte auf den Anruf warten, aber es war erst 1 Uhr, es regnete langsam und unaufhörlich, ich war ein wenig trostlos und fuhr zu einem guten Bekannten nach Schöneberg, denn im Hotel war es wirklich nicht zum Aushalten. Um $\frac{3}{4}3$ riß ich mich von meinem Bekannten los, das Unglück, den Anruf zu versäumen, wollte ich nicht erleben. Ich kam genau 3 Uhr zurück, ich hatte nichts versäumt, ich war noch nicht angerufen worden. Und nun fieng das Warten an. [...] [D]ie Uhr ruhte nicht, bis es wirklich 4 Uhr vorüber war und ich zur Bahn mußte. (BII 299f.)

Kafkas Warten ist in Bezug auf Felice Bauer stets mit Versprechen verbunden, die sie ihm gibt oder die er ihr abringt. Bricht sie wiederholt die telefonisch und telegrafisch gegebenen

Zusagen, ihm einen Brief zu schreiben, antwortet Kafka trocken: „Keinen dieser Briefe habe ich bekommen, Du hast also viermal die Unwahrheit gesagt.“ (BII 308) Diese Kränkung beschäftigt Kafka so sehr, dass er sie Grete Bloch detailliert in einem Brief schildert (vgl. BII 319f.). Immer offensichtlicher sucht Kafka vor seinem verfahrenen Verhältnis zu Felice Bauer Trost bei Grete Bloch: „Nach einer Woche nutzlosen Wartens hatte ich heute an einem Tag – ich rechne zusammen – von Berlin [also von Felice Bauer, Anm. T.R.]: 3 Telegramme, einen telephonischen Anruf, und einen Expresßbrief.“ (BII 364) Und um es deutlich zu machen schreibt Kafka an Grete Bloch: „Ihre kleine Karte hat mich mehr gefreut, als alles was ich von Berlin bekommen habe.“ (BII 364) Kafka scheint des Wartens müde und stellt in einem Brief an Grete Bloch Felice, ohne sie davon in Kenntnis gesetzt zu haben, ein stilles Ultimatum: „Kommt morgen Montag nicht irgendein (nach dem letzten Brief und Telefongespräch, auch das war Samstag, ein Anruf F's) ganz unvorstellbarer Brief von F., dann sind wir beide, F. und ich, frei.“ (BII 365) Doch aus der Freiheit wird nichts, wie sich drei Wochen später zeigt. Kafka an Felice: „Besser wird es ja doch F. heute habe ich nur 4 Stunden auf Deine Antwort gewartet, immerhin noch 4 Stunden. Es ist ja ganz natürlich, daß jeder seinen Vorteil sucht, ich in Briefen Antwort haben will, Du Antwort nur mündlich geben willst, denn mündlich mußst Du sie dann nicht geben.“ (BIII 20) Kafkas Vorwurf ist kaum verhüllt: Felice weiß um seine geringe Lust zu telefonieren und entgeht so der eingeforderten Antwort. Erklärt sich Kafka doch dazu bereit zu telefonieren, ist das ganz bestimmt mit einem zu bezahlen: mit stundenlangem Warten.

5. Weg, Zeit, Raum – Beschleunigung von Kommunikation?

Die Telekommunikation als eine „raumtranszendierende Interaktion in Echtzeit“⁶⁸ tritt im 20. Jahrhundert ihren Siegeszug an. Die Überwindung des Raumes, der zwei Individuen trennt, durch die Simulation von Anwesenheit des Gegenübers in Form der aus dem Hörer tönenden Stimme ist neben dem Rückkanal, der eine Entgegnung ohne Zeitverzögerung ermöglicht, wesentliches Kennzeichen der Telefonie. „Größen wie Zeit und Raum können dem direkten Erleben entzogen werden, übersprungen, verkleinert, verzerrt. Mit dem Telegraphen ist Raum bereits überwunden worden, allerdings fehlt dieser Übertragung, aus späterer Sicht zumindest, Direktheit und Gegenseitigkeit.“⁶⁹ Eben diese Charakteristika der Telefonie sind zugleich immer instabil und unsicher, da sie stets an die reibungslos funktionierende Technik, die zwischen den Telefonierenden vermitteln soll und doch zwischen ihnen steht, gekoppelt sind. Reißt die Verbindung ab, werden Direktheit und Gegenseitigkeit als nur technisch aufrecht erhaltene Konstrukte entlarvt, die für die Dauer des Telefonates darüber hinwegtäuschen sollen, dass sich die Stimmen der Beteiligten lediglich im leeren Raum treffen. Nicht Orte (und die dort beim Apparat Ausharrenden) werden verbunden, sondern Verbindungen schaffen Orte, die, bei aller akustischen Illusion, für die Beteiligten unzugänglich bleiben.⁷⁰ Der dazwischen liegende Raum wird nur scheinbar überwunden, die Wegstrecke nur scheinbar bewältigt. In Kontakt treten lediglich die technisch übermittelten Entsprechungen der menschlichen Stimmen, die kommunizieren. Dies bedenkend, wird Kafkas Traum von Telefongesprächen, die klappen, als hielten die Teilnehmer sich währenddessen an den Händen (vgl. BI 354f.), verständlich.

Anfang 1915, der Erste Weltkrieg ist bereits in vollem Gang, verliert der Brief als Kommunikationsmittel deutlich an Attraktivität, denn die Briefe „krochen jetzt förmlich von Stadt zu Stadt und hatten unter den Augen der Zensoren, die seit Beginn des Krieges in allen Postämtern saßen, jene auratische Intimität eingebüßt, die für *beinahe* alle Qual entschädigte“⁷¹. Stachs Vermutung, Kafka habe Felice Bauer in dieser Zeit öfters telefonisch gesprochen⁷², bleibt reine Spekulation, nicht nur aufgrund fehlender Belege, sondern auch aufgrund all der Vorbehalte, die Kafka in seinen Briefen gegenüber dem widerspenstigen Apparat äußert.

⁶⁸ Münker, Stefan: Vermittelte Stimmen, elektrische Welten. *Anmerkungen zur Frühgeschichte des Virtuellen*. In: Telefonbuch. Beiträge zu einer Kulturgeschichte des Telefons. Hg. v. Stefan Münker u. Alexander Roesler. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2000, S. 185–198. Hier: S. 192. In der Folge zitiert als: Münker (2000).

⁶⁹ Zelger (1997), S. 17.

⁷⁰ Vgl. Hagen (2000), S. 52.

⁷¹ Stach (2002), S. 587.

⁷² Vgl. ebda.

5.1. Gedehte Äußerungen

Konitzer spricht im Zuge seiner Analyse des Mediums Telefon von „einem besonderen Beispiel von gedehnten Äußerungen“⁷³:

Gedehnte Äußerungen sind möglich als mündliche oder schriftliche im weitesten Sinne. Sie müssen nicht sprachlich sein. [...] Daß eine Äußerung sich dehnt, heißt, daß sie die Grenzen der räumlichen und zeitlichen Gegenwart des Äußernden zu einem Verstehenden hin überschreitet. Das kann einmal bedeuten, daß sich der Verstehende an einer vom Äußernden weit entfernten Raumstelle befindet. In den älteren Fällen traditioneller Äußerung bringt das mit sich, daß der Verstehende die Äußerung auch zu einem viel späteren Zeitpunkt vernimmt. [...] Mit der Verkürzung der Übertragungszeit wird die zeitliche Dehnung immer weiter verringert, bis sie, wie beim Telefon, für die Benutzer der Übertragungstechnik kaum mehr erfahrbar ist.⁷⁴

Auf den ersten Blick ließe sich sagen, der Weg verschwinde damit scheinbar, doch die sichtbaren Relaisstationen sind Zeugnis des zu überwindenden Weges, ein „Weg, der allein der Übermittlung von Signalen dient, und der sich die Eigenschaften eines Mediums zunutze macht. Wir nennen eine solche Konfiguration eine *Leitung* oder einen *Kanal*.“⁷⁵ Die Besonderheit des Telefons liegt nun darin, nicht nur mit dem Gesprächspartner verbunden zu sein, sondern darüber hinaus auch mit dessen Hörraum in Kontakt zu treten. Die beiden Nahhöräume treffen in der technisch realisierten Telefonverbindung aufeinander, wobei der Nahhörraum des einen immer auch als Fernhörraum des anderen – und vice versa – wahrgenommen wird. Auf diese komplexe Konstellation soll im Kapitel *Nähe und Ferne* noch ausführlich eingegangen werden.

5.1.1. *Der Verschollene*

Kafka schafft in seinem ersten Roman *Der Verschollene* ein Hotel riesenhaften Ausmaßes. Viele kleine Raumeinheiten werden beim Telefonieren innerhalb des großen Hotelraumes überwunden. Die Raumüberwindung findet sowohl horizontal als auch – und dies gilt vor allem für die Liftjungen – vertikal statt. Unsichtbaren Vektoren gleich schießen die Telefonverbindungen durch das Hotellinnere und bilden ein in sich geschlossenes System. Sind Karl Roßmann und Therese außerhalb des Hotels unterwegs, nehmen sie sich jener Erledigungen an, die „telephonisch nicht leicht zu besorgen[...]“ (V 194) sind. Welche Wegstrecken die telefonierenden Unterportiere überbrücken, mit wem sie in Kontakt treten und zu welchem genauem Zweck und Ziel, bleibt vage (vgl. V 260f.), denn so groß das Hotel

⁷³ Konitzer (2006), S. 211.

⁷⁴ Ebda., S. 211f.

⁷⁵ Ebda., S. 213.

auch sein mag, die Vorstellung, dass rund um die Uhr mehrere Telefondienst versehende Unterportiere für den reibungslosen Ablauf innerhalb des Hotels zu sorgen haben, scheint doch eine Spur zu überdimensioniert angelegt. Schon bevor Karl in Amerika ankommt, macht er Bekanntschaft mit einem geschlossenen Raum, der sich seinerseits in einem Raum, und zwar in dem zu durchkreuzenden Meer, bewegt: „Karl staunte über den großen Betrieb, in seinem Zwischendeck hatte er davon freilich wenig erfahren.“ (V 19) Wie das Hotel ist auch das Schiff bestens verdrahtet. Die Firma des Onkels, die für den Kommunikationsaufwand sowohl einen Telegrafen- als auch einen Telefonsaal zur Verfügung hat, zeichnet sich ebenfalls durch schier überdimensionierte Größe aus (vgl. V 65ff.).

5.1.2. *Der Proceß*

Josef K.s Prozess soll mit einer „kleine[n] Untersuchung“ (P 49) begonnen werden, wie man ihm telefonisch mitteilt. Von wo aus dieses Telefonat K. an seinem Arbeitsplatz erreicht, ist aus dem Text nicht zu erfahren (geschweige denn, wer ihm diese Informationen zukommen lässt), vermutlich aber vom Zielort selbst, der ihm mitgeteilt wird: „Es wurde ihm die Nummer des Hauses genannt, in dem er sich einfinden solle, es war ein Haus in einer entlegenen Vorstadtstraße, in der K. noch niemals gewesen war.“ (P 50) So wie der Prozess, der K. gemacht wird, Neuland für ihn ist, wird er auch räumlich auf ihm unbekanntes Gebiet gelockt⁷⁶, in dem er sich erst zurechtfinden muss; eine heruntergekommene Gegend (vgl. P 53). Sich gleichsam an einer unsichtbaren Telefonleitung ziehend, erreicht Josef K. das Gebäude und ist dort – in einer „Welt labyrinthischer Sinnlosigkeit“⁷⁷ – mit der Aufgabe konfrontiert, das Untersuchungszimmer zu finden.

Im ersten Stock begann die eigentliche Suche. Da er doch nicht nach der Untersuchungskommission fragen konnte, erfand er einen Tischler Lanz – der Name fiel ihm ein weil der Hauptmann, der Neffe der Frau Grubach so hieß – und wollte nun in allen Wohnungen nachfragen, ob hier ein Tischler Lanz wohne, um so die Möglichkeit zu bekommen, in die Zimmer hineinzusehn. [...] Viele glaubten, es liege K. sehr viel daran den Tischler Lanz zu finden, dachten lange nach, nannten einen Tischler, der aber nicht

⁷⁶ Siehe hierzu Zimmermann (2004), S. 116: „Die Topographie ist [...] klar gegliedert: sie unterscheidet das Gericht durch seinen Schauplatz vom normalen Leben K.s. Der Ort seiner Geburt auf dem Land liegt hinter ihm, der Ort seines Todes, der Steinbruch außerhalb der Stadt, liegt vor ihm. In der Handlung des Romans ist K.s Leben eingespannt zwischen Stadt und Vorstadt, zwischen Alltag und Gericht, ein Doppelleben führt er, das mit seiner Verhaftung einsetzt und mit seiner Hinrichtung endet.“ So klar die räumliche Konstellation auch anmuten mag, muss doch darauf hingewiesen werden, dass der Prozess auch in der Stadt von Josef K. Besitz ergreift, die topografische Klarheit also nicht auf psychischer Ebene ihre Entsprechung findet, etwa wenn Josef K. am Arbeitsplatz ausschließlich mit seinem Prozess beschäftigt ist – „Der Gedanke an seinen Proceß verließ ihn nicht mehr.“ (P 149) – und deshalb wichtige Kundschaft lange warten lässt (vgl. P 171f.).

⁷⁷ Pongs, Hermann: Franz Kafka. Dichter des Labyrinths. Heidelberg: Wolfgang Rothe Verlag 1980, S. 31.

Lanz hieß [...], oder sie fragten bei Nachbarn oder begleiteten K. zu einer weit entfernten Tür, wo ihrer Meinung nach ein derartiger Mann möglicherweise in Afermiete wohne oder wo jemand sei der bessere Auskunft als sie selbst geben könne. Schließlich mußte K. kaum mehr selbst fragen sondern wurde auf diese Weise durch die Stockwerke gezogen. Er bedauerte seinen Plan, der ihm zuerst so praktisch erschienen war. Vor dem fünften Stockwerk entschloß er sich die Suche aufzugeben [...]. Dann aber ärgerte ihn wieder das Nutzlose dieser ganzen Unternehmung, er ging nochmals zurück und klopfte an die erste Tür des fünften Stockwerks. Das erste was er in dem kleinen Zimmer sah, war eine große Wanduhr, die schon zehn Uhr zeigte. „Wohnt ein Tischler Lanz hier?“ fragte er. „Bitte“ sagte eine junge Frau mit schwarzen leuchtenden Augen, die gerade in einem Kübel Kinderwäsche wusch, und zeigte mit der nassen Hand auf die offene Tür des Nebenzimmers. [...] K., dem die Luft zu dumpf war, trat wieder hinaus [...]: „Ich habe nach einem Tischler, einem gewissen Lanz gefragt?“ „Ja“, sagte die Frau, „gehn Sie bitte hinein.“ [...] Nach Ihnen muß ich schließen, es darf niemand mehr hinein.“ (P 55ff.)

Diese Passage gehört zu den erstaunlichsten in Kafkas literarischem Werk.⁷⁸ Josef K. stört in der Nacht nach seiner Verhaftung den Schlaf von Hauptmann Lanz durch den Lärm, den er beim Nachspielen der Verhaftungsszene für Fräulein Bürstner verursacht (vgl. P 43ff.), wobei er seinen eigenen Namen ruft (vgl. P 45). Das Gericht beruft ihn telefonisch in die Vorstadtstraße. Josef K. folgt dieser Aufforderung und denkt, da man ihm nicht gesagt hat, zu welcher Uhrzeit er erscheinen soll, „daß es am besten sein werde, Sonntag um neun Uhr vormittag hinzukommen, da zu dieser Stunde an Werktagen alle Gerichte zu arbeiten anfangen.“⁷⁹ (P 51f.) Ob dort tatsächlich ein Tischler namens Lanz wohnt, ob die Frau Trägerin eines geheimen Wissens ist und nur dafür sorgen soll, dass Josef K. in das Untersuchungszimmer eintritt – all das bleibt rätselhaft, weil unbeantwortet. „[D]ie gebannten Menschen handeln nicht von sich aus, sondern als wäre ein jeglicher in ein magnetisches Feld geraten. Genau dies gleichsam äußerliche Bestimmtheit inwendiger Figuren verleiht Kafkas Prosa den abgründigen Schein nüchterner Objektivität.“⁸⁰ Doch kann auch festgestellt werden, dass Josef K. sehr wohl handelt, wenn auch zeitversetzt. Den Anruf (vom Gericht)

⁷⁸ Vgl. Müller, Klaus-Detlev: Franz Kafka: Romane. Erich Schmidt Verlag: Berlin 2007 (Klassiker Lektüren, Bd 9), S. 70f.

⁷⁹ Vgl. hierzu Pott (1995), S. 95: „Es bleibt ferner bis heute maßgeblich, daß die Bedeutung des Telefons mit dem Übernatürlichen in Verbindung gebracht wird, und es wird verantwortlich gemacht für alle Arten des Nicht-Erreichens eines Gegenüber, sei es der oder die Geliebte oder Gott oder die Gesellschaft, wobei zugleich das Verlangen, den anderen oder das Andere sofort zu erreichen, gesteigert erscheint. Die Nervenenden scheinen blank zu liegen; Direktkontakt wird erforderlich.“ Diesen Gedanken Potts auf Josef K anwendend lässt sich sagen: Als übernatürlich kann die Zeitphantasie eingestuft werden, durch welche Josef K. die fehlende Information der Uhrzeit, zu der er erscheinen soll, kompensiert (vgl. P 51f.); Josef K. unterlässt es aber, die mangelhafte Information, die er durch die Stimme am Telefon erhalten hat, dafür verantwortlich zu machen, sein Gegenüber, also das Gericht, nicht (gleich) zu erreichen; das Verlangen nach sofortigem Direktkontakt ist allerdings vorhanden: „K. hängte, als er diese Meldung erhalten hatte ohne zu antworten, den Hörer an; er war gleich entschlossen, Sonntag zu gehn, es war gewiß notwendig, der Proceß kam in Gang und er mußte sich dem entgegenstellen, diese erste Untersuchung sollte auch die letzte sein.“ (P 50)

⁸⁰ Adorno, Theodor W.: Aufzeichnungen zu Kafka. In: Ders.: Kulturkritik und Gesellschaft I. Prismen. Ohne Leitbild. Gesammelte Schriften 10-1. Hg. v. Rolf Tiedemann unter Mitwirkung v. Gretel Adorno, Susan Buck-Morss u. Klaus Schultz. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1997, S. 254–287. Hier: S. 276. In der Folge zitiert als: Adorno (1997).

nimmt er stumm entgegen, später wird er jedoch auf eigene Faust tätig. Steht der von Josef K. erfundene Tischler Lanz als Synonym für das Gericht im Raum, so folgt K. seiner eigenen Erfindung.

Die Suche nach dem Untersuchungszimmer, das Gezogenwerden durch den Raum, also durch die Stockwerke des Gerichtsgebäudes, das zugleich der Wohnraum ist, den Josef K. betritt, kostet ihn eine Stunde Zeit. Weg und Zeit, die Raum schaffen, stehen in einem geheimnisvollen Zusammenhang, der durch den Telefonanruf in der Bank (vgl. P 49ff.) im wahrsten Sinne des Wortes eingeläutet wird⁸¹. Dieser Raum, mit Adorno als Magnetfeld gedacht⁸², zieht Josef K. in seinen Bann.

5.1.3. *Der Nachbar*

Ein ähnliches Bild bietet die Kurzerzählung *Der Nachbar*, deren Ende so anmutet, als krieche der Nachbar des Ich-Erzählers, nachdem er dessen Geschäftstelefonat erfolgreich belauscht hat, in die Telefonleitung, denn vielleicht wartet der Nachbar „gar nicht das Ende des Gespräches ab, sondern erhebt sich nach der Gesprächsstelle die ihn über den Fall genügend aufgeklärt hat, huscht nach seiner Gewohnheit durch die Stadt und ehe ich die Hörmuschel aufgehängt habe, ist er vielleicht schon daran, mir entgegenzuarbeiten.“ (NI 372)

5.1.4. *Das Schloß*

K., der im *Schloß*-Roman stets versucht, ins Schloss zu gelangen, das Schloss zu erreichen – telefonisch, brieflich, durch Boten, nachdem er eingesehen hat, dass er persönlich nicht eingelassen wird (vgl. S 35ff.) –, bewegt sich in undefiniertem Raum. Das Schloss kommt nicht näher, ganz gleichgültig, wie lange er auch darauf zugehen mag. Es stellt sich als schwierig heraus, in das Schloss hinein zu telefonieren, wohingegen die Telefonanlage innerhalb des Schloss-Raumes tadellos funktioniert (vgl. S 115ff.). Für K. bleibt das Schloss ein hermetischer Raum, der allen Anstrengungen zum Trotz kein Schlupfloch für ihn bietet. Sämtliche Versuche, auf welche Weise auch immer einzudringen, bleiben erfolglos. Der Raum, den das Schloss einnimmt, bleibt K. verwehrt, besteht nur in der Vorstellung, wie es sein könnte, ins Schloss einzudringen. K. irrt gleichsam im Konjunktiv-Modus an den Rändern des Schlosses entlang. Adorno erkennt darin ein Prinzip von Kafkas Literatur. „Alle seine Geschichten spielen in demselben raumlosen Raum, und so gründlich sind dessen Fugen

⁸¹ Vgl. Kittler (1990), S. 160.

⁸² Vgl. Adorno (1997), S. 276.

verstopft, daß man zusammenzuckt, wenn einmal etwas erwähnt wird, was nicht in ihm seinen Ort hat, wie Spanien und Südfrankreich an einer Stelle des Schlosses, während ganz Amerika, als imago des Zwischendecks, jenem Raum einverleibt ist.“⁸³

5.2. Beschleunigung von Kommunikation?

In Kafkas Tagebüchern und Briefen treten konkrete, genau zu beschreibende Räume, die telekommunikativ durchmessen werden, zutage. Ein Telefonat ermöglicht Weg- und somit auch Zeitersparnis für beide Beteiligten (vgl. T 392). In einem Brief an Grete Bloch schildert Kafka einen Telefonanruf Felice Bauers:

(F. hat mich diese Woche schon 3 oder 4 mal angerufen, das Telephon ist im 2ten Stock, ich im 4ten, ich werde nun telephonisch hinuntergerufen, werde, da ich nicht bei meinem Tisch bin sondern aus Notwendigkeit oder bloß um mich vor der Arbeit zu verstecken bei einem meiner 30 Referenten stehe oder bei einer meiner 2 Schreibmaschinen sitze, erst ein Weilchen gesucht, laufe dann ins 2te Stockwerk hinunter, setze mich außer Atem zum Apparat, der ohne Zelle offen im Präsidialzimmer ist [...], gebunden an den Apparat; und wie ich schon beim gewöhnlichen Telephonieren mangels jeglicher Schlagfertigkeit nichts sagen oder vor lauter Nachdenken über diese Unfähigkeit auch kaum etwas verstehen kann (es ist bei mündlicher Unterhaltung nicht viel anders) so verstehe ich beim interurbanen Gespräch fast nichts [...]. (BIII 15f.)

Konkret werden die Räume anhand dieses Beispiels besonders dann, wenn man sich den Ablauf, bis Kafka am Apparat ist, bildlich vorstellt: den Anruf innerhalb des Arbeitsgebäudes, der ihn zum eigentlichen Anruf in den zweiten Stock beordern soll, – offensichtlich ist es nicht möglich, Kafka direkt an seinem Arbeitsplatz in seinem Büroraum anzurufen, zumindest nicht von Berlin aus – nimmt Kafka im doppelten Sinne nicht wahr. Der Weg des nicht angenommenen Anrufs muss nun erst recht von jemandem zu Fuß genommen werden; dieser Weg wird um jenen erweitert, der notwendig ist, um Kafka zu finden. All die Mühen bleiben jedoch unbedankt, denn der weite Raum zwischen Berlin und Prag wird Kafka hörbar bewusst, tritt gewissermaßen zwischen die Gesprächspartner und kann nicht so ohne weiteres überwunden werden.

Im Falle einer gelungenen Verbindung beschleunigt das Telefon die Kommunikation insofern, als auf die Antwort nicht gewartet werden muss, wie dies bei Brief und Telegramm der Fall ist. Die Möglichkeit, sofort zu antworten und darauf wiederum eine Entgegnung zu erhalten, beschleunigt Handlungsabläufe. *Der Verschollene* spielt zur Gänze in Amerika, das nicht nur ob seiner medientechnischen Ausrüstung ein Bild von Modernität abgibt, sondern wo alles ins Extrem gesteigert vorzufinden ist: die Wege sind lang, die Räume sind groß und

⁸³ Ebda., S. 268.

Beschleunigung allerorten zu erleben. Weite Wege müssen möglichst schnell bewältigt werden, damit keine Zeit verloren geht.

Manchmal begleitete er sie auch auf ihren Besorgungen in der Stadt, die alle höchst eilig ausgeführt werden mußten. Dann liefen sie fast, Karl mit ihrer Tasche in der Hand, zur nächsten Station der Untergrundbahn, die Fahrt verging im Nu, als werde der Zug ohne jeden Widerstand nur hingerissen, schon waren sie ihm entstiegen, klapperten statt auf den Aufzug zu warten, der ihnen zu langsam war, die Stufen hinauf, die großen Plätze, von denen sternförmig die Straßen auseinanderflogen, erschienen und brachten ein Getümmel in den von allen Seiten geradlinig strömenden Verkehr, aber Karl und Therese eilten, eng beisammen in die verschiedenen Bureaux [...]. (V 194)

Wo es keine nennenswerte Entfernung zwischen den Telefonierenden gibt, wie etwa in einem Gebäude, in dem Büros auf derselben Etage liegen und nur von Wänden getrennt sind, wo man sich also ebenso gut mit Klopfzeichen verständigen könnte, ist das Telefon, wenn es wie im folgenden Beispiel vom Onkel Josef K.s vor allem als gänzlich der Beschleunigung dienendes Kommunikationsmittel verstanden wird, verantwortlich für tragikomische Momente:

„Du sprichst aber zu laut, lieber Onkel, der Diener steht wahrscheinlich an der Tür und horcht. Das ist mir unangenehm. Wir werden weggeh'n. Ich werde dir dann alle Fragen so gut es geht beantworten. Ich weiß sehr gut, daß ich in der Familie Rechenschaft schuldig bin.“ „Richtig“, schrie der Onkel, „sehr richtig, beeile Dich nur, Josef, beeile Dich.“ „Ich muß nur noch einige Aufträge geben“, sagte K. und berief telephonisch seinen Vertreter zu sich, der in wenigen Augenblicken eintrat. Der Onkel in seiner Aufregung zeigte ihm mit der Hand, daß K. ihn habe rufen lassen, woran auch sonst kein Zweifel gewesen wäre. (P 123)

Im *Schloß*-Roman erfährt der Landvermesser K. vom Vorsteher, dass „[i]m Schloss [...] das Telephon offenbar ausgezeichnet [funktioniert]; wie man mir erzählt hat wird dort ununterbrochen telephoniert, was natürlich das Arbeiten sehr beschleunigt.“ (S 116) Sieht man über den Umstand hinweg, dass der Vorsteher lediglich Informationen aus bestenfalls zweiter Hand an K. weitergibt, kann immerhin festgestellt werden, dass ununterbrochenes – und das könnte hier auch bedeuten: von keinen unliebsamen Unterbrechungen gestörtes, also unterbrechungsloses und störungsfreies – Telefonieren in einem geschlossenen Raum, in den Unbefugte, wie K. einer ist, nicht eindringen können (und den diese darüber hinaus nicht konkret ausmessen können), sehr wohl zu Arbeitsbeschleunigung führt. Das Handlungstempo wird auch gegen Ende des Textes bei der weiter oben schon geschilderten Störung der Aktenverteilung durch K. erhöht, Auslöser ist die aktivierte elektrische Glocke (vgl. S 440ff.).

6. Nähe und Ferne

Das vorhergehende Kapitel, das die Verzahnung von Weg, Zeit und Raum im Zusammenhang mit dem Medium Telefon zum Inhalt hatte, spielt auch in dieses Kapitel herein, denn die Frage nach Nähe und Ferne der Telekommunikationsteilnehmer hat natürlich mit dem sie trennenden Raum, mit der sie trennenden Zeit, die aufgewandt werden müsste, um diesen Raum zu überwinden, zu tun. Nähe und Ferne sollen hier aber nicht ausschließlich als räumlich zu definierende Begriffe gedacht werden, sondern haben vielmehr eine emotionale Komponente. Das Nähegefühl wird von Telefonierenden gemeinhin als erstrebenswert angesehen, kann aber letztlich nur mit Hilfe der technischen Krücke Telefon evoziert werden. Indem die ferne Stimme ganz nah am Ohr des jeweiligen Gesprächsteilnehmers zu hören ist, entsteht die Illusion von tatsächlicher Nähe, die jedoch medial vermittelt ist. Dass es unmöglich ist, bei einem Telefongespräch die übliche Mimik, die zu jeder (gelungenen) Anwesenheitskommunikation – also dem Gespräch von Angesicht zu Angesicht – gehört, zu sehen, verdeutlicht, wie gut diese Illusion der Nähe zwischen den Gesprächsteilnehmern dennoch funktioniert. Die dank der technischen Errungenschaften im Telefonhörer zu vernehmende Stimme des meist weit entfernten Gegenübers ist dafür verantwortlich, dass der Gesprächspartner selbst als nah oder gar anwesend empfunden werden kann, wiewohl zugleich jedem klar ist, dass dem nicht so ist. Vergisst man für einen Moment diese unumstößliche Tatsache, wird man durch eine etwaige Verbindungsunterbrechung unsanft daran erinnert. Fällt der Rückkanal, die unmittelbare Möglichkeit zu antworten und Antwort zu erhalten, aus, geht das Gefühl von Nähe schlagartig verloren und der Telefonierende bleibt mit seiner technischen Vorrichtung allein.

6.1. *Der Nachbar*

Ein Fall von ungewollter Nähe ist zentraler Inhalt der Kurzerzählung *Der Nachbar*. Dem Ich-Erzähler bieten die dünnen Wände nicht mehr als einen Sichtschutz vor seinem für ihn rätselhaften Nachbarn, der ihm aber selbst dann nahe geht, wenn er sich entfernt und von dort aus – wo auch immer dieses undefinierte „dort“ sein mag – in der paranoiden Fantasie des Ich-Erzählers sein Unwesen treibt, denn der Nachbar „huscht nach seiner Gewohnheit durch die Stadt und ehe ich die Hörmuschel aufgehängt habe, ist er vielleicht schon daran mir entgegenzuarbeiten“ (NI 372) – ein *Entgegenkommen*, auf das der Ich-Erzähler nur allzu gerne verzichten möchte, denn gerade die unausweichliche Kombination aus räumlicher Nähe und persönlicher Ferne dürfte mit ein Grund für die schwarzmalerischen Fantasien des Ich-

Erzählers sein. Beide sind jung, beide wohnen in einer beinahe identisch angelegten Wohnung, bei der nicht ganz klar wird, ob sie ausschließlich als Büroräumlichkeit verwendet wird, und von beiden ließe sich das sagen, was der Ich-Erzähler dem Nachbarn anlastet: „Was er dort eigentlich macht, weiß ich nicht.“ (NI 370) Er spricht nicht mit seinem Nachbarn, sondern hat „Erkundigungen eingezogen“ (NI 370), sucht also in der Ferne nach stichhaltigen Informationen über den nebenan Wohnenden, doch die Informationslage ist dünn.

Nun sitzt dort dieser junge Mann. Harras heißt er. Was er dort eigentlich macht weiß ich nicht. Auf der Tür steht nur „Harras, Bureau“. Ich habe Erkundigungen eingezogen, man hat mir mitgeteilt es sei ein Geschäft ähnlich dem meinigen, vor Kreditgewährung könne man nicht geradezu warnen, denn es handle sich doch um einen jungen aufstrebenden Mann, dessen Sache vielleicht Zukunft habe, doch könne man zum Kredit auch nicht geradezu raten, denn gegenwärtig sei allem Anschein nach kein Vermögen vorhanden. Die übliche Auskunft, die man gibt, wenn man nichts weiß. (NI 370f.)

Die unangenehme Nähe, die durch die dünnen Wände und die anscheinend vorhandenen Ähnlichkeiten ihrer Geschäfte Nahrung bekommt, versucht der Ich-Erzähler mit einer impliziten Unterstellung auf Distanz zu halten: „Die elend dünnen Wände, die den ehrlich tätigen Mann verraten, den Unehrliehen aber decken.“ (NI 371) Auf welcher Seite der dünnen Wand der Ehrliche, auf welcher der Unehrliehe zu finden ist, ist klar, folgt man der Paranoia-Logik des selbstgerechten Ich-Erzählers.

6.2. Maxwell und Heidegger

Sowohl von physikalischer als auch von philosophischer Seite bestehen Überlegungen zu Nähe und Ferne, die auf das Kommunikationsmedium Telefon angewandt werden können. Der zu Beginn dieser Arbeit schon zu Wort gekommene Physiker James Clerk Maxwell weist darauf hin, dass es ein absolutes In-Kontakt-Treten, also eine absolute Nähe aus rein physikalischen Gründen nicht geben kann, denn Distanzwirkungen stellen laut Maxwell die einzige Form von Wirkung dar⁸⁴, weshalb Nähe immer als eine relative Größe zu denken ist.

Um diese Position zu demonstrieren, preßte Maxwell mit Hilfe von Gewichten und Rädern zwei Linsen aufeinander und projizierte mit Hilfe eines beide Linsen durchdringenden Lichtstrahls ein Ringmuster auf eine Leinwand, das aus ihrer gegenseitigen Wechselwirkung resultierte. Aus der Farbe der Ringe ließ sich die Distanz zwischen den Linsen errechnen. Auch bei zunehmendem Druck blieb zwischen den Ringen ein Abstand. Und selbst als sie so eng zusammengepreßt waren, daß die Linsen nicht länger als

⁸⁴ Vgl. Peters, John Durham: Das Telefon als theologisches und erotisches Problem. Aus dem Amerikanischen v. Stefan Münker. In: Telefonbuch. Beiträge zu einer Kulturgeschichte des Telefons. Hg. v. Stefan Münker u. Alexander Roesler. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2000, S. 61–82. Hier: S. 62. In der Folge zitiert als: Peters (2000).

getrennt wahrgenommen werden konnten, zeigten die Ringe noch immer, daß sie keinen – wie Maxwell es nannte – optischen oder realen Kontakt hatten.⁸⁵

Jede Nähe, mag sie auch noch so groß sein, bleibt auch immer Distanz und Differenz der sich Annähernden; andernfalls wäre die Eigenständigkeit jedes Individuums in Frage gestellt.

Maxwells zwei Betrachtungsweisen von Distanzwirkungen spiegeln die zunehmend konträren Visionen der Kommunikation im 19. Jahrhundert wider. Auf der einen Seite gibt es den Traum einer rein geistigen Beziehung, unbeeinflusst von Entfernungen oder Verkörperlichung, ein Traum, stimuliert durch den animalen Magnetismus, den elektrischen Telegrafen, den Spiritualismus, die Telepathie und noch esoterischere Vorstellungen über distanzüberschreitende mentale Wirkungen. Dem steht auf der anderen Seite die quälende Vorstellung gegenüber, daß selbst Berührung nichts als eine Illusion ist, die unserem sinnlich-organischem Unvermögen entspringt, die mikroskopisch kleine und doch unendliche Distanz wahrzunehmen, die unsere Körper trennt – geschweige denn die noch größere Kluft, die sich zwischen unseren Seelen auftut.⁸⁶

Martin Heidegger behandelt in seinem Aufsatz über das *Ding*⁸⁷ den Zusammenhang von Nähe und Ferne, ohne konkret das Telefon zu nennen, obwohl es auf der Hand gelegen wäre, seine Überlegungen als eine Philosophie des Telefons zu konzipieren, da es zur damaligen Zeit das einzige Medium des alltäglichen Gebrauchs war, das über einen Rückkanal verfügte, „der in ganz besonderer Weise Nähe herstellen konnte“⁸⁸. Heidegger liefert eine abstrakte Charakterisierung des „Dings“, in der sich für das Telefon Wesentliches findet.

Nähern ist das Wesen der Nähe. Nähe nähert das Ferne und zwar als das Ferne. Nähe wahrt die Ferne. Ferne wahrend, west die Nähe in ihrem Nähern [...] Nähe waltet im Nähern als das Dingen des Dings.⁸⁹

Bezogen auf das Telefon sind diese Ausführungen Heideggers durchaus einleuchtend. Beim Telefonieren hat man es mit Nähe und Ferne zugleich zu tun. Der ferne Gesprächspartner am anderen Ende der Leitung wird mittels technischer Vorrichtungen seinem weit entfernten Gegenüber näher gebracht. Da diese Annäherung aber lediglich akustischer Natur ist, bleibt das Gefühl der Ferne – bei gleichzeitiger Illusion von Nähe – bestehen. Nähe und Ferne sind voneinander entkoppelt nicht zu denken, um es im Heidegger'schen Duktus zu formulieren: Nähe und Ferne be-dingen einander. „Wenn Nähe im Nähern waltet und dies das Dingen des Dings ist, dann gibt es nur ein Ding, das Heidegger in seinem Aufsatz eigentlich meinen kann: das Telefon.“⁹⁰ Die Wahrung der Ferne beim Telefonieren ist nicht schwer zu erklären. Kommunikationsteilnehmer A sitzt am Ort X, Teilnehmer B am Ort Y. Die räumliche Entfernung

⁸⁵ Ebda.

⁸⁶ Ebda.

⁸⁷ Vgl. Heidegger, Martin: Das Ding. In: Ders.: Vorträge und Aufsätze. Pfullingen: Neske 1990, S. 157–179. In der Folge zitiert als: Heidegger (1990).

⁸⁸ Roesler, Alexander: Das Telefon in der Philosophie. Sokrates, Heidegger, Derrida. In: Telefonbuch. Beiträge zu einer Kulturgeschichte des Telefons. Hg. v. Stefan Münker u. Alexander Roesler. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2000, S. 142–160. Hier: S. 149. In der Folge zitiert als: Roesler (2000).

⁸⁹ Heidegger (1990), S. 170.

⁹⁰ Roesler (2000), S. 151.

zwischen A und B entspricht jener zwischen X und Y. Eine banale Feststellung, gewiss, allerdings kann sich A oder B jederzeit an diese Tatsache klammern, sollte das Gespräch zu nahe an ihn herantreten. Die Möglichkeit, den Hörer aufzulegen, die Verbindung zu unterbrechen und somit das Nähegefühl zu unterbinden, ist letztlich eine bequeme Errungenschaft, vor allem verglichen mit den Schwierigkeiten, die auftreten, wenn selbiges Verhalten bei einem Gespräch von Angesicht zu Angesicht an den Tag gelegt wird. Beim Telefonieren bleibt man an seinem Ort, kann jedoch die Stimme des Gesprächspartners problemlos in die Ferne, in der er sich tatsächlich befindet, zurückstoßen.

6.3. Ohne Rückkanal kein Nähegefühl

Es wurde bereits erwähnt, dass ein wesentlicher Grund für das Entstehen eines Nähegefühls beim Telefonieren das Vorhandensein eines Rückkanals ist. Auch hier empfiehlt sich eine bildliche Darstellung: treten zwei Personen mit dem Ziel, einen Dialog zu führen, telefonisch in Kontakt, ist dies aufgrund des Rückkanals möglich. Einseitige, monologische Kommunikation kann ebenso telefonisch stattfinden, bedürfte aber nicht des Rückkanals, denn die schlichte Erteilung von Befehlen, die in der Regel keine Widerrede duldet, hat mit einem Dialog zwischen Gleichberechtigten nichts zu tun. Flache Hierarchien fördern den Dialog und somit das Gefühl von Nähe. Aber der Rückkanal sorgt allein schon für Nähe, er bietet jedenfalls die Gelegenheit dazu, so die Kommunikationspartner nicht aneinander vorbeireden oder an einem Dialog gar nicht interessiert sind. Nähe kann auch dort nur mühsam entstehen, wo Personen beteiligt sind, die dem Medium Telefon kein Vertrauen entgegenbringen oder sich, wie dies erwiesenermaßen auf Kafka zutrifft, vor dem Apparat geradezu ängstigen. Die Gesprächsteilnehmer sind selbst dafür verantwortlich, wie nahe sie ihr weit entferntes Gegenüber an sich heranlassen. Nüchtern betrachtet lässt sich bei aller Entzückung angesichts der Möglichkeiten der Telefonie sagen, dass eine Unnahbarkeit der Gesprächsteilnehmer gegeben ist, die von diesen aber insofern durchbrochen werden kann, als die Möglichkeit besteht, sich, so gut es das Medium zulässt und so illusionswillig das Gegenüber ist, in einen Zustand der selektiven Nahbarkeit zu bringen. „Das Telefon kann nicht für schuldig erklärt werden. [...] Menschen mit Beziehungshemmungen und Kommunikationsschwierigkeiten wird es ihre Probleme nicht lösen: dem Autor Franz Kafka nicht, genausowenig seinen Figuren [...].“⁹¹ Kafka weigert sich schlicht, der Illusion von medial vermittelter Nähe durch das Telefon als wahrhaftiger Nähe zu erliegen (wenn auch nicht ausnahmslos, wie bald gezeigt wird). „Telefonieren bildet für Kafka einen Akt, der angstbesetzt

⁹¹ Zelger (1997), S. 255.

ist, weil er das, was eigentlich unerreichbar bleibt, in einem Moment der täuschenden Repräsentation als gegenwärtig erscheinen läßt.“⁹² Das Wort „gegenwärtig“ kann hier sowohl temporal als auch lokal gelesen werden. Zeitliche Nähe ist beim Telefonieren in der Tat gegeben, über die räumliche Entfernung lässt sich hinwegtäuschen, will man aus dem Telefonat ein Nähegefühl beziehen.

6.3.1. *Der Verschollene*

Karl Roßmann erlebt Nähe nicht über die technische Krücke Telefon, sondern im direkten Kontakt mit Therese. „[...] Karl und Therese eilten, eng beisammen in die verschiedenen Bureaux, Waschanstalten, Lagerhäuser und Geschäfte, in denen telephonisch nicht leicht zu besorgende, im übrigen nicht besonders verantwortliche Bestellungen oder Beschwerden auszurichten waren.“ (V 194) Gerade der nicht näher erläuterte Umstand, dass manche Bestellungen und Beschwerden telephonisch kaum zu administrieren sind, ermöglicht es Karl und Therese, ein wenig Zeit miteinander zu verbringen, eng beisammen und abseits der Maschinerie des Hotel Occidental. Zwar steht diese gemeinsam erlebte Nähe ebenso im Zeichen der Hotelarbeit, ist auch von der allorts spürbaren Beschleunigung infiziert, doch zugleich schwingt so etwas wie ein Hauch von Freizeitgestaltung in der Außendienstschilderung mit, wird doch betont, dass die Bestellungen und Beschwerden nicht von großer Verantwortlichkeit sind.

6.3.2. *Der Proceß*

Das einzige, wirklich dialoghafte Telefongespräch, das Josef K. im *Proceß* führt (und das Wort für Wort geschildert wird), erreicht ihn, kurz bevor er sich auf den Weg in den Dom macht. Es ist dies ein gutes Beispiel für das Scheitern von erhoffter Nähe am Apparat. Leni, die Josef K. anruft, beginnt das Gespräch zwar konventionell mit einem Morgengruß und der Frage nach Josef K.s Befinden (vgl. P 278), dürfte sich aber doch mehr erhoffen als ein eiliges Dankeschön und den Hinweis, dass Josef K. sich „unmöglich in ein Gespräch einlassen“ (P 278) könne, da er in den Dom müsse. Leni nimmt fragend Anteil an Josef K.s Antwort, doch dieser kommt nicht dazu, ihr verständlich zu erklären, weshalb er in den Dom müsse, denn Leni unterbricht ihn bald mit der unvermittelten Äußerung: „Sie hetzen Dich.“ (P 278) Was folgt, ist ein Beleg für die Unmöglichkeit von Nähe am Telefon, die nicht nur den durch Eile

⁹² Alt (2005), S. 281.

gekennzeichneten Umständen K.s anzulasten ist, sondern noch viel mehr seiner schroffen Haltung wegen schlagend wird:

Bedauern, das er nicht herausgefordert und nicht erwartet hatte, vertrug K. nicht, er verabschiedete sich mit zwei Worten, sagte aber doch, während er den Hörer an seinen Platz hängte, halb zu sich, halb zu dem fernen Mädchen, das er nicht mehr hörte: „Ja, sie hetzen mich.“ (P 278)

6.4. Franz Kafka und Felice Bauer

Der Briefwechsel zwischen Franz Kafka und Felice Bauer ist der mit Abstand umfangreichste, den Kafka Zeit seines Lebens führte. Nicht nur die Quantität ist beachtlich, auch die Qualität – wenn es denn zulässig ist, bei Briefzeugnissen nach literaturwissenschaftlichen Kriterien von hoher oder niederer Qualität zu sprechen. Nicht zuletzt dieser Befund ist Grund dafür, Kafkas Briefe zu seinem literarischen Werk zu zählen und sie hier so ausführlich zu zitieren, zumal sie wesentliche Auskünfte über Kafkas persönliche Sicht auf das Telefon geben, das für Felice Bauer ein selbstverständliches Kommunikationsmittel ist; nicht von ungefähr gäbe sie Kafka gern öfter fernmündlich Antwort, was diesem aufgrund seiner zeitweilig unüberwindbaren Furcht vor dem Apparat nicht gelegen kommt, ja er hat Felice sogar im Verdacht, absichtlich das Telefonat dem Brief vorzuziehen, weil Felice dann eine Antwort oft zur Gänze erspart bleibt (vgl. BIII 20).

Alles, was der Nachwelt über das schwierige Verhältnis zwischen Kafka und Felice an Greifbarem zur Verfügung steht, findet sich in den veröffentlichten Briefen Kafkas, auch wenn diese Ansicht nicht von allen Kommentatoren geteilt wird.

„Nachdem er ihr durch einen Boten mitgeteilt hatte, dass er um vier Uhr nachmittags wieder nach Prag werde abfahren müssen, trafen sie sich endlich und verbrachten einige qualvolle Stunden mit einem Spaziergang im Grunewald. Sie waren einander völlig fremd.“ Mit diesen trockenen Worten resümiert Ernst Pawel das erste Wiedersehen Kafkas und Felice Bauers am Ostersonntag des Jahres 1913. Woher weiß er das? Es gibt keine Zeugen. Es gibt ebenso wenig eine überlieferte Schilderung aus dem Mund oder aus der Feder der Beteiligten. Fügt man die wenigen Erinnerungssplitter zusammen, die sich in Kafkas Korrespondenz der folgenden Wochen verstreut finden, so erfährt man wenig mehr, als dass die beiden am Nachmittag tatsächlich im Grunewald waren (nicht sehr lange allerdings) und dass sie dort nebeneinander auf einem Baumstamm saßen. Ja, und irgendwann, vielleicht beim Abschied, hat er sie in die Arme geschlossen, denn er erwähnt den Geruch ihres Halses. [...] Und sie haben noch einmal telefoniert, bevor er abreiste. Genaueres kann man nicht wissen [...].⁹³

Den Vorwurf an Ernst Pawel, sich in Spekulationen und Mutmaßungen zu ergehen, muss sich Stach auch selbst gefallen lassen, wenn er Pawels Bild eines qualvollen Treffens, das dieser

⁹³ Stach (2002), S. 299.

wohl aus einem Brief Kafkas zusammensetzt⁹⁴, dahingehend korrigiert, dass Kafka, „[w]äre diese lang erwartete Begegnung [...] tatsächlich 'qualvoll' verlaufen, [...] sich an diesem Tag wohl kaum mehr unter Menschen begeben [hätte]“⁹⁵. Dass Kafka dies tat, wird von Stach belegt, dennoch: woher weiß er, dass Kafka nicht doch einmal anders handelt, als man es von ihm erwartet? Nun wird deutlich, auf welch dünnes Eis sich sämtliche Interpretatoren begeben, wenn sie aus den vorhandenen Quellen ein schlüssiges Psychogramm Kafkas zu destillieren versuchen. An dieser Stelle soll auch auf einen späteren Brief Kafkas hingewiesen werden, welcher in der retrospektiven Betrachtung das schwerwiegende Zerwürfnis – nicht nur, aber eben auch – am Telefon auf den Punkt bringt:

Liebste, wieder nichts, ich werde streng gehalten. Also in der Nähe des Alexanderplatzes (vielfach unseligen Angedenkens) ist das Heim. Nicht oft, aber übergenuß habe ich ihn durchlaufen, durchirrt, durchnachtwandelt. Wieder kommen mir ins Gedächtnis die Telefongespräche oder Telephonmonologe, geführt von dem armen Gefangenen in der Telephonzelle des Askanischen Hofes: Nein ich will sie doch lieber nicht wiederholen. Dieses Gepäck wurde wirklich gerne abgeworfen in den Strom der Zeit, aber es ist doch nützlich wenn der vielgewundene wieder zufällig einmal vorüberkommt, die alten Dinge noch einmal in die Hand zu nehmen. (BIII 245)

Zur Untersuchung der Frage nach Nähe und Ferne wäre freilich auch die Gegenstimme hilfreich, doch Felice Bauers Briefe an Kafka sind nicht erhalten. So müssen wir uns einzig an Kafkas Briefe halten, wenn wir diese Fragestellung erhellen wollen.

Kafkas Idealvorstellung von Telekommunikation, die nicht nur störungsfrei, sondern auch als Verwirklichung von wahrhaftiger, physischer Nähe empfunden wird, findet sich bezeichnenderweise in einem Brief, in dem Kafka Felice eine Phase zwischen Wachen und Schlafen schildert: „Es ergaben sich schöne leichte Verbindungen ohne jede Störung, die Automobile flogen wie Liebende, Telefongespräche klappten als hielte man sich während dessen bei der Hand, ich will lieber gar nicht weiter daran denken – je wacher ich wurde, desto unruhiger wurde ich auch [...]“. (BI 354f.) Tatsächliche körperliche Nähe wird Kafka hingegen von anderer Seite zuteil, wiewohl er vielmehr Felice betreffende Informationen aus dem Mund derjenigen, die ihm die Hand hält, erbitten würde.

Sophie, die ja sehr liebenswürdig zu mir ist und seit jeher die Gewohnheit hat, während des Gespräches durch Streicheln und Bei-der-Hand-fassen mich, wenn auch ohne böse Absicht, in Verlegenheit zu bringen, hat heute gar nichts von Dir erzählt, da war immer nur

⁹⁴ „Wenn ich Dir nicht schreibe, bin ich Dir viel näher, wenn ich auf der Gasse gehe, und überall und unaufhörlich mich etwas an Dich erinnert, wenn ich allein oder unter Leuten Deinen Brief an das Gesicht drücke und den Geruch einatme, der auch der Geruch Deines Halses ist, – dann halte ich Dich fester im Herzen als jemals. Ach Gott, es ist ja noch ärger und es ist die Hand meines Unglücks, die sich bis in die Tiefen durchtastet: Am Telephon des Askanischen Hofes war ich Dir näher, fühlte die Seligkeit einer Verbindung mehr, als vorher auf dem Baumstamm im Grunewald. (BII 149).

⁹⁵ Stach (2002), S. 300.

die Rede von ihrem Mann, von Telegrammen, Expreßbriefen und Telefongesprächen.
„Und Felice?“ fragte ich mit den Augen, aber sie verstand mich nicht. (BII 85)

Eine Näheempfindung am Telefon ist Kafka jedoch nicht vergönnt; ein Anruf steigert nur das Bedürfnis, Felice leibhaftig zu sehen:

Ich mußte also beim Telephon, abgesehen davon daß ich wenig verstand, auch überlegen was Du eigentlich wolltest, warum Du mich zum Telephon gerufen hattest. Dazu kam durch das Hören Deiner Stimme – darum doch fürchte ich mich zu telephonieren – wieder diese Sucht Dich zu sehn, über mich; hinzufahren war das einfachste Mittel, alles aufzuklären und über alles aufgeklärt zu werden; also sagte ich, ich fahre nach Berlin. (BII 360)

Doch wenige Briefe später schreibt Kafka ein Eingeständnis nieder, das die Bedeutung von erlebter Nähe schwerwiegend relativiert. „Wir waren wenig beisammen, das ist wahr, aber selbst wenn wir viel beisammen gewesen wären hätte ich Dich (um das dann allerdings Unausführbare) gebeten, mich nach den Briefen zu beurteilen, nicht nach der unmittelbaren Erfahrung.“ (BII 367) Was ist gemeinsam erlebte Nähe wert, wenn sie nicht zur Beurteilung einer Person herangezogen werden soll, sondern lediglich jene medialen Zeugnisse, die allein verfasst werden und von weit her kommen? Überflüssig zu erwähnen, dass Kafka Felice nicht darum bittet, ihn nach seinen Telefongesprächen zu beurteilen.

Kafka zeigt sich an anderer Stelle erfreut über ein Telegramm, das ihm Felice hat zukommen lassen, nicht ohne einen Seitenhieb auf das Medium Brief und sein fehlendes Nähegefühl anzubringen: „Die Nähe eines solchen Telegramms ist etwas ganz anderes als die Ferne aus der die Briefe langsam herwandern.“ (BI 356) Beim Verfassen eines Briefes an Felice wenige Tage später sieht das wiederum ganz anders aus: „[A]ls ich nach dem erst um ½ 3 angefangenen Essen den Brief an Dich anfieng, glücklich ein wenig bei Dir bleiben zu können, ruhig in der infolge allgemeinen Mittagsschlafes ruhigen Wohnung, wurde ich angeläutet [...]“ (BI 371) Die durch den Telefonanruf medial vermittelte, drohende Nähe stört jenes Nähegefühl, das entstehen kann, wenn Kafka – in buchstäblichem Sinne – in Ruhe über einem Blatt Papier sitzt, das, in beschriebenem Zustand, die Nähe der Adressatin suchen wird.

6.5. Franz Kafka und Milena Jesenská

Über Telefongespräche zwischen Franz Kafka und seiner Übersetzerin und Briefpartnerin Milena Jesenská ist wenig bekannt. In einem frühen Brief äußert sich Kafka zu Milenas Gatten Ernst Pollak.

Ihren Mann habe ich wohl anders beurteilt. Er schien mir in dem Kaffeehauskreis der verlässlichste, verständigste, ruhigste, fast übertrieben väterlich, allerdings auch undurchsichtig, aber nicht so, daß das Vorige dadurch aufgehoben worden wäre. Respekt

hatte ich immer vor ihm, zur weiteren Kenntnis hatte ich weder Gelegenheit noch Fähigkeit, aber Freunde, besonders Max Brod, hatten eine hohe Meinung von ihm, das war mir dann immer gegenwärtig, wenn ich an ihn dachte. Besonders gefiel mir zu einer Zeit seine Eigenheit, in jedem Kaffeehaus am Abend einigemal antelephoniert zu werden. Da saß wohl jemand statt zu schlafen beim Apparat, dämmerte hin, den Kopf auf der Rückenlehne und schreckte von Zeit zu Zeit auf, um zu telephonieren. Ein Zustand, den ich so gut verstehe, daß ich vielleicht nur deshalb davon schreibe. (BM 21)

Kafkas Verständnis dürfte hauptsächlich auf die vielen Stunden zurückzuführen sein, die er auf Telefonverbindungen mit Felice Bauer zu warten hatte, auch wenn das wenig mit dem inszenierten Charakter, den Pollaks Telefonate in Kafkas Darstellung haben, zu tun hat. Auch sonst telefonieren andere, wenn Kafka das Telefon in seinen Briefen an Milena erwähnt.

Am Samstag: ich wanderte herum, ein wenig mit dem Onkel, ein wenig mit Max und alle zwei Stunden im Bureau, um nach der Post zu fragen. Abends war es besser, ich ging zu L, er wußte nichts Schlimmes von Dir, erwähnte Deinen Brief, der mich glücklich machte, telephonierte an K. von der „Neuen Freien Presse“, der wußte auch nichts, wollte sich aber nicht bei Deinem Mann nach Dir erkundigen und heute abend wieder telephonieren. (BM 75)

Nur einmal taucht die Verwendung eines Telefons in direktem Zusammenhang mit Milena auf, auch wenn es nicht sie ist, mit der Kafka spricht, sondern sein Vorgesetzter: „Ich fahre auf, das Telephon! Zum Direktor. Das erstemal seitdem ich in Prag bin, in Dienstsachen hinuntergerufen! Jetzt kommt endlich der ganze Schwindel heraus. [...] Aber als ich hinunterkomme, ist er freundlich, lächelt, erzählt etwas Amtliches, das ich nicht verstehe, nimmt Abschied [...]“ (BM 87) Der Telefonanruf verursacht bei Kafka die übliche Angst, welche sich in diesem Fall aus der übermäßigen Beschäftigung mit Milenas Briefen während der Arbeitszeit speist.

Hier soll ein oft und gern zitierter Brief aus der Schlussphase der Korrespondenz zwischen Kafka und Milena Jesenská nicht fehlen, in dem Kafka einen Abgesang auf sämtliche Kommunikationsmedien verfasst, der nicht nur die Desillusioniertheit eines Telefonphobikers widerspiegelt, sondern auch den Transportmedien im Kampf gegen das Gespenstische, das jedweder Fernkommunikation, sei es Brief, Telegramm oder Telefon, innewohnt, wenig zutraut.⁹⁶

Man kann an einen fernen Menschen denken und man kann einen nahen Menschen fassen, alles andere geht über Menschenkraft. Briefe schreiben aber heißt, sich vor den Gespenstern entblößen, worauf sie gierig warten. Geschriebene Küsse kommen nicht an

⁹⁶ In ähnlichem Wortlaut äußert sich Kafka diesbezüglich auch gegenüber Max Brod im Herbst 1923: „Wenn ich also nicht schreibe, so hat das vor allem, wie es bei mir in den letzten Jahren immer zum Gesetz wird, 'strategische' Gründe, ich vertraue Worten und Briefen nicht, meinen Worten und Briefen nicht, ich will mein Herz mit Menschen, aber nicht mit Gespenstern teilen, welche mit den Worten spielen und die Briefe mit hängender Zunge lesen. Besonders Briefen vertraue ich nicht und es ist ein sonderbarer Glaube, daß es genügt, den Briefumschlag zuzukleben, um den Brief gesichert vor den Adressaten zu bringen. Hier hat übrigens die Briefzensur der Kriegszeit, die Zeit besonderer Kühnheit und ironischer Offenheit der Gespenster, lehrreich gewirkt.“ (BIV 452f.)

ihren Ort, sondern werden von den Gespenstern auf dem Wege ausgetrunken. Durch diese reichliche Nahrung vermehren sie sich ja so unerhört. Die Menschheit fühlt das und kämpft dagegen; sie hat, um möglichst das Gespenstische zwischen den Menschen auszuschalten und den natürlichen Verkehr, den Frieden der Seelen zu erreichen, die Eisenbahn, das Auto, den Aeroplan erfunden, aber es hilft nichts mehr, es sind offenbar Erfindungen, die schon im Absturz gemacht werden, die Gegenseite ist soviel ruhiger und stärker, sie hat nach der Post den Telegraphen erfunden, das Telephon, die Funktelegraphie. Die Geister werden nicht verhungern, aber wir werden zugrundegehn. (BM 198f.)

7. Ohr und Stimme

Kommunikation am Telefon reproduziert auf akustischer Ebene möglichst ohne Qualitätsverlust phonetisch eins zu eins das, was in der Anwesenheitskommunikation erlebbar wird: zwei Menschen sprechen unter vier Augen miteinander; also unter zwei Ohren – oder doch unter vier Ohren, jedenfalls seit der Einführung der Freisprecheinrichtung und des Telefonierens mit Kopfhörern und Mikrofon. Diese technischen Neuerungen führen mitunter dazu, dass die Illusion tatsächlicher Anwesenheitskommunikation perfektioniert wird; man spricht ohne Hörer an Ohr und Mund zu seinem weit entfernten Gegenüber. Zu Kafkas Lebzeiten und bis ins späte 20. Jahrhundert hinein befindet sich jedoch zwischen der Stimme aus dem sprechenden Mund auf Seiten des Senders und dem lauschenden Ohr auf Seiten des Empfängers die technische Vorrichtung Telefon mit seinen Hörern, schwer wie Hanteln⁹⁷. Jeder Sender, also Sprechende, ist zugleich auch Empfänger, also Hörender. Diese Wechselseitigkeit zeichnet das Telefon aus. Man hat es „bei der telefonischen Kommunikation mit drei kommunikativen Feldern zu tun: den beiden Feldern von Anwesenheitskommunikation, in die beide Telefonteilnehmer verwickelt sein können, und dem besonderen kommunikativen Feld, das durch die Telefonleitung hergestellt wird, und in dem die beiden Teilnehmer sich bewegen.“⁹⁸ Konitzer beschreibt die menschliche Wahrnehmung beim Telefonieren so, „als säßen wir im Dunkeln nebeneinander, und könnten uns nur hören und miteinander sprechen, nicht aber uns sehen“⁹⁹. Telefonieren sieht Konitzer jedoch nicht als eine Form von Kommunikation, die dem Gespräch von Angesicht zu Angesicht hinterherhinkt, vielmehr „ergänzt“¹⁰⁰ sie letztere. „Die Leichtigkeit, mit der wir uns in der telefonischen Kommunikation verständigen, verdeckt, daß es sich bei dem kommunikativen Raum, in dem wir uns da bewegen, um einen aus einzelnen Momenten zusammengesetzten kommunikativen Raum handelt.“¹⁰¹ Von dieser Leichtigkeit verspürt Kafka freilich wenig. Es ist nicht überliefert, ob Kafka sich seine Telefonangst auf Basis der technischen Gegebenheiten zu erklären versucht, oder ob die Aversion, die er in seinen Briefen meist deutlich zum Ausdruck bringt, schlicht emotional begründet ist. Erklärungsansätze gäbe es zahlreiche, etwa den Umstand, dass beim Telefonieren „die Membran, durch die meine Stimme übertragen wird, [...] nicht identisch mit der [ist], die seine Stimme überträgt“¹⁰².

⁹⁷ Vgl. Benjamin (2010), S. 19.

⁹⁸ Konitzer (2006), S. 247.

⁹⁹ Ebda.

¹⁰⁰ Ebda.

¹⁰¹ Ebda.

¹⁰² Ebda., S. 248.

Die wechselseitige Wahrnehmung der einzelnen Gesprächspartner am Telefon ist getrennt; die Stimme des einen dringt nur scheinbar an das Ohr des anderen und umgekehrt. Was dazwischenliegt, ist Technik, die verbinden soll und im Grunde, hört man genauer hin, doch erst recht die Trennung der beiden am jeweiligen Ende der Leitung Sitzenden zum Vorschein bringt. Wer Sein Ohr der fernen Stimme aussetzt, schenkt wahrscheinlich der technisch evozierten Illusion von Nähe Glauben.

7.1. Vom Hören zum Sprechen

Die Anfänge des Telefons lagen nicht vordringlich in der Ermöglichung von zielgerichteter Kommunikation von in der Regel zwei Gesprächsteilnehmern, die miteinander, möglichst unter Ausschluss der sie umgebenden Öffentlichkeit, sprechen können, sondern vielmehr in der Übertragung von Musik, so wie diese Funktion später der Radioapparat bieten sollte. Diese Form von Kommunikation ist ungerichtet, wendet sich also ohne persönlich adressierte Note an ein nicht näher definiertes Publikum, das sich in einem Raum versammelt, in dem der Schalltrichter eines Telefons das wiedergibt, was am anderen Ort der Telefonhörer aufschnappt; das Telefon fungiert somit zuallererst als Hörmaschine und findet erst später zur Übermittlung von Gesprächen. Der Wandel vom einseitigen, aber nicht notwendigerweise als passiv zu bezeichnenden Hören, das ja ein aktives, weil konzentriertes Zuhören sein kann, zum Sprechen, das zwar ohne Aktivität nicht zustande kommt, jedoch, wie im Falle Kafkas jedoch meist stockend vonstatten geht, vollzieht sich im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert.

Kafka kehrt die Entwicklung der Telefonie vom Hören zum Sprechen in einem Brief an Felice Bauer insofern um, als er sich die Speicherung ihrer Stimme auf einer Schallplatte wünscht, womit ein Medienwechsel vom Telefon zum Grammophon stattfindet; sprachliche Äußerungen der Geliebten, die später von Kafka jederzeit immer wieder vernommen werden können, ohne dass Felice anwesend sein muss: „Verkauft Ihr auch Platten? Ich bestelle 1000 Platten mit Deiner Stimme und Du mußt nichts anderes sagen, als daß Du mir soviele Küsse erlaubst, als ich brauche, um alles Traurige zu vergessen.“ (BI 275) Der Klang ihrer Stimme genügt ihm dann aber doch nicht so recht, vor allem wenn andere Erwartungen mit im Spiel sind: „Sonntag Vormittag soll ich Dich also nicht sehn, Felice? Nur die Stimme hören? Eine Freude allerdings, die einen Vormittag erfüllen kann, hätte ich nur mehr als zwei Vormittage.“ (BII 183) In einem Brief an Grete Bloch wird zehn Monate später jedoch klar, dass die Umstände mittlerweile anders sind.

F. hat viel Unglück in ihrer Familie gehabt, ich weiß aus dem Brief nichts näheres darüber, als daß ihr Bruder gestern nach Amerika sich eingeschifft hat. Ob es ein Geheimnis ist, weiß ich nicht, Ihnen gegenüber gewiß nicht. Das Unglück mag sehr schlimm sein, ich im ersten Eigennutz ziehe daraus das Glück, zum ersten Mal seit langer Zeit wieder F.s menschliche Stimme zu hören, seit einem halben Jahr etwa zum ersten Mal wieder. Wären nur die Mittel nicht so schmähdlich, mit denen ich das erreicht habe. (BII 349)

Kafkas Einschätzung in Bezug auf den Klang seiner eigenen Stimme am Telefon widerspricht der Schilderung von Felice nur auf den ersten Blick, wie aus einem Brief Kafkas an Grete Bloch hervorgeht:

Vor einer Woche etwa wurde ich einmal auch von F. angerufen, redete wie mir schien mit der ängstlichsten Stimme, deren ich mich vor dem ganzen Präsidialzimmer schämte, aber F. schrieb mir, meine Stimme hätte sich „furchtbar böse“ angehört, vielleicht deshalb weil ein in dem Augenblick übersprühend lustiger Direktor hinter mir stand und mich schonend darauf aufmerksam machte, ich solle statt der Augen lieber den Mund ans Telephon legen (womit er ja zweifellos Recht hatte). (BIII 15f.)

Der Direktor macht hier, wissentlich oder nicht, auf einen wunden Punkt aufmerksam, nämlich auf die Unfähigkeit Kafkas, insbesondere in offen einsehbaren und zugänglichen Räumen wie dem Präsidialzimmer, am Telefon – nicht nur, aber eben auch – stimmlich zu bestehen. Die ängstliche und die böse Stimme trennt nicht so viel, wie man glauben könnte. Die ängstliche Stimme ist, so ließe sich sagen, Kafkas Telefonstimme schlechthin, böse klingt sie dann, wenn die Umgebung über Gebühr unwirtlich ist. Seine Furcht vor dem, was – mit Derrida gesprochen – die Metaphysik der Gegenwärtigkeit genannt werden kann¹⁰³, die Angst vor der Herrschaft von Tönen und Stimmen, gefährdet das Individuum. „Einzig das, was sich entzieht, ist nicht bedrohlich, weil es dahingleitet, ohne den Anspruch auf Autorität und Bindung geltend zu machen. Während die Schrift das Medium des Sohnes darstellt, der den Aufschub verkörpert, sind Grammophon und Telefon die Medien der väterlichen Welt, in der die Stimme herrscht [...].“¹⁰⁴ Alt weist darauf hin, dass Kafka in seinem *Brief an den Vater* dessen Stimmkraft besonders betont¹⁰⁵, ein steter Quell von Einschüchterung und Bedrohung, dem sich der sensible und lärmempfindliche Sohn ausgesetzt sieht¹⁰⁶. Kafka, zeitlebens mehr auf

¹⁰³ Vgl. Derrida, Jacques: Die Stimme und das Phänomen. Einführung in das Problem des Zeichens in der Phänomenologie Husserls. Aus dem Französischen v. Hans-Dieter Gondek. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2003 (= *Le voix et le phénomène*, 1967), S. 137.

¹⁰⁴ Alt (2005), S. 279.

¹⁰⁵ Ebd.

¹⁰⁶ „Vergleiche uns beide: ich, um es sehr abgekürzt auszudrücken, ein Löwy mit einem gewissen Kafka'schen Fond, der aber eben nicht durch den Kafka'schen Eroberungswillen in Bewegung gehalten wird, sondern durch einen Löwy'schen Stachel, der geheimer, scheuer, in anderer Richtung wirkt und oft überhaupt aussetzt. Du dagegen ein wirklicher Kafka an Stärke, Gesundheit, Appetit, Stimmkraft, Redebegehung, Selbstzufriedenheit, Weltüberlegenheit, Ausdauer, Geistesgegenwart, Menschenkenntnis, einer gewissen Großzügigkeit, natürlich auch mit allen zu diesen Vorzügen gehörigen Fehlern und Schwächen, in welche Dich Dein Temperament und manchmal Dein Jähzorn hineinhetzen.“ (NII 146)

der Seite des Hörens denn des Sprechens beheimatet, möchte man mit den Worten Konitzers aufmunternd zurufen:

Man kann telefonisch zusammensein, ohne zu sprechen, indem man etwa nur die Geräusche in der Umgebung des Anderen zu hören versucht, und nur seinen Atem und seine Anwesenheit in einer anderen Umgebung wahrnimmt, und vice versa. Telefonieren ist also nicht unbedingt Sprechen, und insofern ist die Einheit einer telefonischen Kommunikation eben kein Gespräch, wenn man darunter eine irgendwie thematisch begrenzte und durch einen thematischen Bezug markierte Einheit der Rede versteht.¹⁰⁷

7.2. Sprechen und Zuhören

Ziel einer als gelungen zu bezeichnenden Telekommunikation ist es, eine Balance zwischen Sprechen und Zuhören zu finden und diese sodann zu wahren. Natürlich können auch Telefonate als gelungen betrachtet werden, wenn nur von einem Ende der Leitung her gesprochen, vom anderen aber aufmerksam zugehört wird. Zuhören setzt Aufmerksamkeit voraus und wird durch die Intimität, die beim Telefonieren herrscht – man bedenke den Umstand, dass einem, so man keine Freisprecheinrichtung verwendet, direkt ins Ohr gesprochen wird¹⁰⁸ – befördert, aber nur, wenn die Gesprächspartner auch gewillt sind, sich ganz dem Medium Telefon anzuvertrauen.

7.2.1. Briefe

In Kafkas Briefen findet sich kein einziger Beleg für ein rundum als zufriedenstellend erlebtes Telefonat, zumindest nicht, wenn man unberücksichtigt lässt, was mit schlichter Auskunftserteilung oder Vereinbarung von anberaumten Treffen und Ähnlichem zu tun hat. Ein tiefschürfendes Gespräch am Telefon dürfte Kafka nicht geführt haben, und wenn doch, lässt er darüber nichts verlauten.

Von Kafkas Hemmungen, am Apparat zu sprechen, war bereits mehrfach die Rede, doch auch das Hören oder gar Zuhören fällt ihm nicht immer leicht, wofür nicht ausschließlich technische Mängel (in der Leitung) verantwortlich sind.

Ich mußte also beim Telephon, abgesehen davon daß ich wenig verstand, auch überlegen was Du eigentlich wolltest, warum Du mich zum Telephon gerufen hattest. Dazu kam durch das Hören Deiner Stimme – darum doch fürchte ich mich zu telephonieren – wieder diese Sucht Dich zu sehn, über mich; hinzufahren war das einfachste Mittel, alles aufzuklären und über alles aufgeklärt zu werden; also sagte ich, ich fahre nach Berlin. Ich überhörte mit Gewalt alles, was dagegen sprach, überhörte das Zögernde Deiner Antwort, überhörte das

¹⁰⁷ Konitzer (2005), S. 237.

¹⁰⁸ Vgl. Münker (2000), S. 192.

Widerwillige und ganz Unbestimmte in Deiner Zusage auf die Bahn zu kommen, vergaß gänzlich, was auf Deinen heutigen Brief zu antworten war – und sagte, ich komme. (BII 360)

Nun ist es ebenso gut möglich, dass bei der Anwesenheitskommunikation jemand nicht richtig zuhört, sondern – und dessen ist sich Kafka im Nachhinein ja bewusst, wie der zitierte Brief belegt – vielmehr das Gesagte überhört, oder gar – bewusst oder unbewusst – weghört; doch die Wahrscheinlichkeit, dass in solch einem Falle das Gegenüber nachhakt, weil es doch sieht oder aus Gestik und Mimik schließen kann, dass ihm nicht zugehört wird, ist bei einem Gespräch unter vier Augen deutlich höher einzuschätzen.

Doch selbst Kafka weiß von einem Telefonat zu berichten, das nicht die bei ihm sonst üblichen Spuren von Anstrengung und Enttäuschung über den Verlauf der Telekommunikation nach sich zieht. In den Tagebüchern heißt es knapp: „Gestern Makkabimädchen in Selbstwehrredaktion telephonierte [...]. Reine herzliche Stimme und Sprache“ (T 918) – man erfährt nicht, worüber gesprochen wurde, aber allein die Tatsache, dass Kafka nichts zu beanstanden hat, oder wenn doch, dies als zu gering erachtet, um es bei der Tagebuchnotiz zu erwähnen, gibt berechtigten Grund zur Hoffnung, dass ihm im beschriebenen Fall einer jener seltenen positiven Momente am Telefon beschert wurde.

7.2.2. *Der Nachbar*

Eine verquere Form des Zuhörens findet, folgt man dem Gedankengang des der Paranoia nicht unverdächtigen Ich-Erzählers, in der Kurzerzählung *Der Nachbar* statt: der Ich-Erzähler imaginiert sich seinen neuen Nachbarn Harras als geschäftlichen Konkurrenten, der dank der dünnen Wände und aufgrund der Notwendigkeit des Ich-Erzählers, am Apparat zu sprechen, um seine Geschäfte einfädeln oder gar abwickeln zu können, alles mithören kann, also ein ungebetener Zuhörer ist. Harras erscheint dem Ich-Erzähler als Dritter in der Leitung, der stumm zuhört und deshalb verdächtig ist, diese ansonsten aber mit einer positiven Konnotation versehene Eigenschaft für sich, und das heißt hier: gegen den Ich-Erzähler, (aus-)nutzt. (vgl. NI 370ff.)

7.2.3. *Der Verschollene*

Zum Zuhören regelrecht verdammt sind die Telefonisten im Saal der Telefone des Onkels; Karl Roßmann bekommt einen Telefonisten zu sehen, dessen „Kopf, eingespannt in ein Stahlband, das ihm die Hörmuscheln an die Ohren drückte“ (V 66), wie in einer Foltervorrichtung verharrt, und der darüber hinaus das Gehörte niederzuschreiben hat. Dieses

Zuhören und Niederschreiben unter Zwang bringt mit sich, dass kein Gespräch zustande kommen kann, denn „[i]n den Worten, die er in den Sprechtrichter sagte, war er sehr sparsam und oft sah man sogar, daß er vielleicht gegen den Sprecher etwas einzuwenden hatte, ihn etwas genauer fragen wollte, aber gewisse Worte, die er hörte zwangen ihn, ehe er seine Absicht ausführen konnte, die Augen zu senken und zu schreiben.“ (V 66f.) Der gesenkte Blick kann als signalisierte Resignation verstanden werden oder schlicht mit der vorzunehmenden Niederschrift zusammenhängen. Doch man erfährt noch mehr: „[Der Telefonist] mußte auch nicht reden, wie der Onkel Karl leise erklärte, denn die gleichen Meldungen, wie sie dieser Mann aufnahm, wurden noch von zwei andern Angestellten gleichzeitig aufgenommen und dann verglichen, so daß Irrtümer möglichst ausgeschlossen waren.“ (V 67) Ein seltsames Verständnis von Effizienz wird hier sichtbar: drei Individuen, zum Zuhören eingespannt, liefern schriftliche Ergebnisse, die ein Telefonist allein, fragte er im Falle von Unklarheiten das Gehörte betreffend nach und beteiligte sich somit aktiv an der Kommunikation als Sprechender, ebenso gut zustande und hier: zu Papier brächte.

Die Grenzen des Telefons klingen dort an, wo Karl und Therese außerhalb des Hotel Occidental unterwegs sind, um „telephonisch nicht leicht zu besorgende, im übrigen nicht besonders verantwortliche Bestellungen oder Beschwerden auszurichten [...].“ (V 194) Unklar bleibt, ob es auf Seiten des Sprechenden oder auf Seiten des Zuhörenden, des die Bestellungen und Beschwerden Aufnehmenden, liegt, dass ein direkter Kontakt dem Telefonat vorzuziehen ist. Da diese Bestellungen und Beschwerden aber nicht weiter ins Gewicht fallen zu scheinen, stellt sich die Frage umso mehr, weshalb die Abwicklung nicht telefonisch möglich sein sollte.

Karl Roßmann, der stets telefonisch eingehende Befehle auszuführen hat, also wie die Telefonisten unter Zwang (zu-)hört, ohne selbst zu sprechen, ereilt sein Schicksal ausgerechnet dann, als es an ihm wäre, seine Abwesenheit vom Liftdienst zu melden, d.h. ausnahmsweise einmal selbst zum aktiv Sprechenden zu werden, anzurufen, um etwas mitzuteilen und die Person am anderen Ende der Leitung zum Zuhören zu zwingen (vgl. V 218f.). Karls Vergehen schildert der Oberkellner, der selbst erst nach und nach erfährt, was alles Karl zur Last gelegt werden kann, am Telefon der Oberköchin (vgl. V 229ff.), der es Karl zu verdanken hat, dass er im Hotel Occidental eine Anstellung bekommen hat. Dieses Telefonat, das der Oberkellner vom Sprechanteil her dominiert, zeigt die Oberköchin in der Position der Zuhörenden, die aber mehrmals Zwischenfragen stellt, und nicht bereit ist, die telefonische Schilderung des Oberkellners als letztes Wort in dieser Sache gelten zu lassen:

Gleich sprang der Oberkellner auf und schob Bess zur Seite: „Sie kommen also selbst Frau Oberköchin. Wegen dieser Kleinigkeit? Nach unserem Telephongespräch konnte ich es ja ahnen, aber geglaubt habe ich es eigentlich doch nicht. Und dabei wird die Sache Ihres Schützlings immerfort ärger.“ (V 238)

Zuhören und Sprechen ist in der Loge der Portiere, die mit mindestens sechs Telefonanschlüssen ausgestattet ist, voneinander geschieden, wie Karl beobachten kann: „Die Anordnung war wie man gleich bemerkte, so getroffen, daß immer einer bloß Gespräche aufnahm, während sein Nachbar, nach den vom ersten empfangenen Notizen die Aufträge telephonisch weiterleitete.“ (V 260f.) Diese Arbeitsteilung wird jedoch noch weiter auf die Spitze getrieben.

Wieder stand auch hier neben jedem der drei Sprecher ein Junge zur Hilfeleistung; diese drei Jungen taten nichts anderes als abwechselnd den Kopf horchend zu ihrem Herrn strecken und dann eilig als würden sie gestochen in riesigen gelben Büchern – die umschlagenden Blättermassen überraschten bei weitem jedes Geräusch der Telephone – die Telephonnummern herauszusuchen. (V 261)

Zum neuen Medium Telefon tritt das alte Medium Schrift hinzu. Man kann von einer „[...] Verzahnung von Blick, Stimme und Körper mit den Medien 'Schrift' und 'Telephon' [...]“¹⁰⁹ sprechen. Den technischen Qualitäten des Telefons, nämlich der Möglichkeit von Sprechen und Hören zur gleichen Zeit, ausführbar durch *eine* Arbeitskraft oder eben durch zwei Gesprächspartner¹¹⁰, wird in dieser Konstellation nicht Rechnung getragen, da der Hörer, der zugleich Schreiber ist, nur hört und schreibt; der Sprecher übermittelt das vom Hörer Geschriebene, bedient sich dazu aber einer zusätzlichen, also dritten Arbeitskraft, die, wie schon der Hörer, mit dem alten Medium Schrift in Form des Telefonbuches hantiert – und dabei beinhaltet diese Betrachtung nur das eine Ende der Leitung(en) *im* Hotel, denn was sich außerhalb des Hotels, wo genau, ist unbekannt, abspielt, um die Informationen ins Hotel zu telefonieren und zugleich die aus dem Hotel abgehenden Anrufe entgegenzunehmen, bleibt der Fantasie der Lesenden überlassen.

¹⁰⁹ Kremer, Detlev: Verschollen. Gegenwärtig. Franz Kafkas Roman „Der Verschollene“. In: Text + Kritik. Zeitschrift für Literatur. Sonderband. Hg. v. Heinz Ludwig Arnold. München: edition text + kritik 1994, S. 238–253. Hier: S. 242.

¹¹⁰ Dazu Konitzer (2006), S. 236: „Gewöhnlich charakterisieren wir die Einheit des Vorganges telefonischer Verständigung oder Mitteilung als ein *Gespräch*. Dieser Ausdruck wird dem Gegebenen insofern gerecht, als sich die Qualität medialer Abbildlichkeit beim Telefon gewöhnlich tatsächlich nach dem Sprechen richtet. Die Übertragungstechniken haben sich vor allem daran orientiert, daß die Stimme gut verständlich ist, so daß eben nur eine bestimmte Bandbreite des hörbaren Frequenzbereiches übertragen wird. Zweitens ist der Ausdruck auch deshalb passend, weil die Einheit dessen, was geschieht, eine Einheit von Kommunikation sein muß. Zwar wird das Gespräch aus zwei gedehnten Äußerungen zusammengesetzt, die medial-abbildlich und einsinnig funktionieren, aber das Geschehen hat seine Eigenart gerade darin, daß diese beiden Übertragungen sich so zusammenschließen, daß sie die gleichzeitige Übertragung der Wahrnehmung des medial-abbildlich Wahrgenommenen ermöglichen.“

7.2.4. Der Proceß

Josef K. im *Proceß* ist, wie schon Karl Roßmann im *Verschollenen*, in entscheidenden Momenten am Telefon lediglich Zuhörer, der nicht zum Sprechen findet, weder Antwort gibt noch Fragen stellt; so nimmt er den Anruf, der ihn zur ersten Untersuchung in seiner Angelegenheit ruft, kommentarlos hin: „K. hängt, als er diese Meldung erhalten hatte ohne zu antworten, den Hörer an; er war gleich entschlossen, Sonntag zu gehn, es war gewiß notwendig, der Proceß kam in Gang und er mußte sich dem entgegenstellen, diese erste Untersuchung sollte auch die letzte sein.“ (P 52) Das Vertrauen in die Tragkraft seiner Stimme am Telefon scheint bei Josef K. in diesem konkreten Fall kaum ausgeprägt zu sein, denn wäre es nicht die erste logische Konsequenz dieses Anrufs gewesen, sich sofort, und zwar noch am Apparat selbst dem Prozess entgegenzustellen, nachzufragen, die Stimme zu erheben und Auskunft zu begehren, wie es sein könne, dass ihm ein Prozess gemacht wird, ohne dass ihm stichhaltige Gründe der Anklage genannt wurden? Indem sich Josef K. unumwunden der ersten Untersuchung stellt, legitimiert er den Prozess automatisch selbst und hat seine Stimme schon zu diesem frühen Zeitpunkt verloren. Seine Entschlossenheit ist nur vorgeschützt:

Er stand noch nachdenklich beim Apparat, da hörte er hinter sich die Stimme des Direktor-Stellvertreters, der telephonieren wollte, dem aber K. den Weg verstellte. „Schlechte Nachrichten?“ fragte der Direktor-Stellvertreter leichthin, nicht um etwas zu erfahren, sondern um K. vom Apparat wegzubringen. „Nein, nein“, sagte K., trat beiseite, gieng aber nicht weg. [...] Erst als der Direktor-Stellvertreter ablätete, erschrak er und sagte, um sein unnützes Dastehn nur ein wenig zu entschuldigen: „Ich bin jetzt antelephoniert worden, ich möchte irgendwo hinkommen, aber man hat vergessen, mir zu sagen zu welcher Stunde.“ „Fragen Sie doch noch einmal nach“, sagte der Direktor-Stellvertreter. „Es ist nicht so wichtig“, sagte K., trotzdem dadurch seine frühere schon an sich mangelhafte Entschuldigung noch weiter zerfiel. Der Direktor-Stellvertreter sprach noch im Weggehn über andere Dinge, K. zwang sich auch zu antworten, dachte aber hauptsächlich daran, daß es am besten sein werde, Sonntag um neun Uhr vormittag hinzukommen, da zu dieser Stunde an Werktagen alle Gerichte zu arbeiten anfangen. (P 50ff.)

7.2.5. Das Schloß

Der vermeintliche Landvermesser K. des *Schloß*-Romanes lässt für sich telefonieren, wird aber nichtsdestotrotz zum Zuhörer. „[Die Gehilfen] liefen zum Apparat, erlangten die Verbindung [...] und fragten an ob K. mit ihnen morgen ins Schloß kommen dürfe. Das 'Nein' der Antwort hörte K. bis zu seinem Tisch, die Antwort war aber noch ausführlicher, sie lautete: 'weder morgen noch ein anderesmal.'“ (S 35) Während Karl Roßmann und Josef K. den Stimmen aus dem Telefon meist nichts entgegensetzen, geht K., obwohl sein Begehrt bereits abschlägig behandelt wurde, in die Offensive und telefoniert selbst.

Aus der Hörmuschel kam ein Summen, wie K. es sonst beim Telephonieren nie gehört hatte. Es war wie wenn sich aus dem Summen zahlloser kindlicher Stimmen – aber auch dieses Summen war keines, sondern war Gesang fernster, allerfernster Stimmen – wie wenn sich aus diesem Summen in einer geradezu unmöglichen Weise eine einzige hohe aber starke Stimme bilde, die an das Ohr schlug so wie wenn sie fordere tiefer einzudringen als nur in das armselige Gehör. K. horchte ohne zu telephonieren [...]. (S 36)

Bevor ein Gespräch beginnen kann, kündigt sich aus der Ferne durch die Leitung bereits an, mit welcher mächtigen und zugleich kindlich verspielten Instanz es K. zu tun bekommt. Es verwundert in der Folge nicht weiter, dass nur ein als absurd zu bezeichnendes Gespräch zwischen einem gewissen Oswald und K. zustande kommt, in dessen Verlauf sich K. als sein eigener, alter Gehilfe ausgibt, was von Oswald anfangs nicht akzeptiert wird; doch K. lässt sich die Richtigkeit seiner Lüge bestätigen (vgl. S 37) und erhält doch nur dieselbe ablehnende Antwort auf die Frage, wann sein Herr, also K. selbst, ins Schloss kommen dürfe (vgl. S 38). Bezeichnend ist hier, dass K. im Zuge der Verteidigung seines Lügengebäudes gegenüber Oswald beinahe den eigentlichen Grund seines Anrufs vergessen hätte, doch Oswald ist am Telefon kompetent genug, um es nicht so weit kommen zu lassen.

K. horchte dem Stimmklang nach und überhörte dabei fast die Frage: „Was willst Du?“ Am liebsten hätte er den Hörer schon weggelegt. Von diesem Gespräch erwartete er sich nichts mehr. Nur gezwungen fragte er noch schnell: „Wann darf mein Herr ins Schloß kommen?“ „Niemals“, war die Antwort. „Gut“, sagte K. und hing den Hörer an. (S 37f.)

7.3. Das Hören des Hörens – Hörräume

Das zuletzt zitierte Telefongespräch K.s mit Oswald aus dem *Schloß*-Roman hat einen Vorläufer in jenem Traum, den Kafka Felice Bauer in einem Brief mitteilt, und führt direkt zur Frage nach den Hörräumen, in denen sich Kafkas literarische Figuren beim Telefonieren wiederfinden oder sich doch vielmehr ebendort verloren fühlen.

Sehr spät, Liebste, und doch werde ich schlafen gehn, ohne es zu verdienen. Nun ich werde ja auch nicht schlafen, sondern nur träumen. Wie gestern z.B. wo ich im Traum zu einer Brücke oder einem Quai geländer hinlief, zwei Telephonhörmuscheln, die dort zufällig auf der Brüstung lagen, ergriff und an die Ohren hielt und nun immerfort nichts anderes verlangte, als Nachrichten vom „Pontus“ zu hören, aber aus dem Telephon nichts und nichts zu hören bekam als einen traurigen mächtigen wortlosen Gesang und das Rauschen des Meeres. Ich begriff wohl, daß es für Menschenstimmen nicht möglich war, sich durch diese Töne zu drängen, aber ich ließ nicht ab und gieng nicht weg. (BII 55)

Summen, Rauschen und Gesang, diese telekommunikative Dreifaltigkeit, die K. aus dem Schlosstelefon entgegenschlägt, bevor dort jemand die Stimme erhebt, markieren den Übertritt K.s in eine ihm völlig fremde Welt, zu der er mit aller Vehemenz hinstrebt, ohne dass klar werden würde, weshalb und zu welchem konkreten Zweck. Die Reise ins Schloss gelingt

jedoch nicht einmal telefonisch, denn Summen, Rauschen und Gesang, das akustische Abfallprodukt¹¹¹, das dem Anrufer in Form der gesammelten Telefontätigkeit des Schlosses um die Ohren gehauen wird, wenn den Ausführungen des Vorstehers Glauben geschenkt wird (vgl. S 115ff.), weisen K. schon vor dem Gespräch in seine Grenzen. K. hört in der Leitung die Summe der im Schloss vorhandenen Hörräume; er hört das Hören (und Sprechen) der Schlossbeamten, gebündelt zu einer „starke[n] Stimme [...], die an das Ohr schlug so wie wenn sie fordere tiefer einzudringen als nur in das armselige Gehör.“ (S 36) K. dringt nicht ins Schloss ein, dieses dringt ganz im Gegenteil in ihn ein – wobei die Intimität beim Telefonieren¹¹² hier viel mehr als Brutalität erscheint – was jedoch nicht bedeutet, dass K. eine nennenswerte Verbindung *ins* Schloss aufgebaut hätte. K. steht außerhalb, wird auf Distanz gehalten und hat von den behördlichen Gepflogenheiten im Schloss nicht die geringste Ahnung, wie er vom Vorsteher erklärt bekommt (vgl. S 115ff.). Den geografisch verortbaren Raum, auf dem das Schloss steht, betritt K. nicht, kommt darüber hinaus auch gar nicht dazu, ihn zu vermessen. Geradezu vermessen wäre es nämlich zu behaupten, K. wisse, wo sich das Schloss genau befinde. „Das Schloß dort oben, merkwürdig dunkel schon, das K. heute noch zu erreichen gehofft hatte, entfernte sich wieder.“ (S 29) So wie sich K. physisch auf das Schloss zuzubewegen glaubt, so versucht er telefonisch in den Hörraum des Schlosses einzudringen, wird aber von dort genauso entfernt, indem man sich mit ihm – und potenziell mit jedem anderen auch – einen Scherz erlaubt¹¹³, so wie er sich auch physisch entfernt, oder ist es doch das ferne Schloss, das sich seinem Zugriff entzieht? Hörräume anderer Art hat Konitzer im Sinn:

Wir können also durch das Telefon die Geräuschumgebung desjenigen, mit dem wir telefonieren, zugleich wahrnehmen, und er kann wahrnehmen, wie wir auf sie reagieren. Ich bezeichne das als Zweisinnigkeit der Telekommunikation. Dieses wechselseitige Hören, bzw. Hören des Hörens, unterscheidet das Telefon von anderen Formen medial-abbildlicher Übertragung im Bereich des Akustischen, wie etwa dem Radio.¹¹⁴

Bis sich Oswald meldet, entspricht das Telefonat in K.s Ohr aber genau dem, was er auch aus dem Radio hören könnte: Summen, Rauschen und Gesang. K. hat es hier mit einer einsinnigen Telefonleitung zu tun, die erst dann zweisinnig wird und seine Widerrede duldet, als sich Oswald meldet. Ob sich Oswalds Stimme über die starke, gebündelte Stimme aus der Leitung, die K. zuvor hört, legt, oder ob beide Stimmen nebeneinander zu hören sind, geht

¹¹¹ Allgemein und doch pointiert formuliert es Adorno (1997), S. 268: „Kafka nimmt die Schmutzspuren unter die Lupe, welche von den Fingern der Macht in der Prachtausgabe des Lebensbuchs zurückbleiben.“

¹¹² Vgl. Münker (2000), S. 192.

¹¹³ „Hie und da aber hat ein übermüdeter Beamter das Bedürfnis sich ein wenig zu zerstreuen – besonders am Abend oder bei Nacht – und schaltet das Läutewerk ein, dann bekommen wir Antwort, die nichts ist als Scherz.“ (S 116)

¹¹⁴ Konitzer (2006), S. 237.

aus dem Text nicht hervor. Oswald meldet sich aber jedenfalls erst, als K. seine Stimme nach dem konzentrierten Lauschen – zwar widerwillig, aber doch – wiedergefunden hat: „K. horchte ohne zu telefonieren [...]. Er wußte nicht wie lange, so lange bis ihn der Wirt am Rocke zupfte, ein Bote sei für ihn gekommen. 'Weg', schrie K. unbeherrscht, vielleicht in das Telefon hinein, denn nun meldete sich jemand.“ (S 36)

7.4. Trennung von Stimme und Körper

Auf den ersten Blick mag die Trennung von Stimme und Körper beim Telefonieren eine selbstverständliche Position sein: telefoniert man, bleibt der Körper an Ort und Stelle, die Stimme geht, salopp formuliert, auf Reisen. Ziel dieser Reise ist es, die Stimme, welche, nachdem sie sich vom *dort drüben* verharrenden Körper getrennt hat, vom anderen Ende der Leitung herankommt, zu treffen – und nur in besonders verträumtem Zustand widerfährt es Kafka, dass er von Telekommunikation als einer unbeschwerten Tätigkeit fantasiert, die „klappt[...] als hielte man sich während dessen bei der Hand“ (BI 354f.). Es wären also hier die Stimmen, die sich – der Hinweis auf die Paradoxie ist hier berechtigt – als Abgesandte des Körpers in der Leitung die Hände reichen. Diese bildliche Darstellung unterschlägt aber beispielsweise, dass die Empfindung der Kommunikationspartner, dass sich ihre Stimmen in der Leitung treffen, nur dann nachvollziehbar wäre, wenn die Gesprächspartner – um im Bild von vorhin noch zu verharren: einem Handgemenge gleich – einander ins Wort fallen; und selbst dann hat der eine Kommunikationsteilnehmer die Stimme von *drüben* direkt im Ohr (und vice versa) und nicht irgendwo unlokalisierbar in der Leitung.

Für die Entwicklung des Telefons [ist] die Interpretation der Leitung als einer Vorrichtung zu einer Erweiterung der Leistung des Hörens maßgeblich geworden. Gerade diese Möglichkeit der Interpretation aber unterscheidet die Leitung wie auch andere Übertragungsapparate, zumindest bis in die Gegenwart hinein, von unseren leiblichen Organen. Deren Funktionsweise und deren Form der Welterschließung steht nicht in demselben Sinne zur Disposition; erst in Bezug auf Übertragungstechniken, die aus der Verbindung von Biotechniken mit Formen digitaler und analoger Übertragung entstehen, könnte man von *extensions of man* in einem nicht-metaphorischen Sinne sprechen.¹¹⁵

In diesem Zusammenhang soll nicht unerwähnt bleiben, dass die Stimme selbst mitunter als Organ bezeichnet, also als integraler Körperbestandteil wahrgenommen wird, der nicht so ohne weiteres vom Körper abstrahiert werden kann.

Eine besondere, weil schwer plausibel vermittelbare Konstellation der Trennung von Stimme und Körper liegt in der Kurzerzählung *Der Nachbar* vor: während der Ich-Erzähler, gebunden an seinen Telefonapparat und aufgrund der dünnen Wände schutzlos dem – vermeintlich –

¹¹⁵ Ebda., S. 225.

lauschenden Nachbarn ausgeliefert, seine Geschäftstelefonate führt, lässt sich der Nachbar als Doppelgänger lesen, der gleichsam physisch in die Leitung schlüpft, während die Stimme noch am Apparat spricht (vgl. NI 370ff.). Für diesen zugegebenermaßen etwas waghalsigen Deutungsansatz lässt sich zweierlei ins Treffen führen: Zum einen bewohnen die beiden Nachbarn ähnlich angelegte Wohnungen, zum anderen scheinen sie nach allem, was zu erfahren ist (und das ist in der Tat nicht viel und lässt die Vermutung, beim Ich-Erzähler handle es sich um einen Paranoiker, plausibel erscheinen), ähnlichen Geschäften nachzugehen. Anders verhält es sich bei der Anwesenheitskommunikation, wo man es zuerst mit dem Körper zu tun hat, aus dem durch den Mund die Stimme hervortritt und durch das Ohr des Gegenübers in dessen Körper eindringt.

Wenn [...] für die Dauer unseres Aufenthalts in der virtuellen Welt eines Telefonats die leibliche Präsenz zugunsten der Telepräsenz in den Hintergrund tritt, so bedeutet dies ja noch nicht, daß unsere Leiblichkeit aufgehoben würde; es meint nur, daß wir uns als Telefonierende nicht mit all unseren Sinnen in den Zustand der Telepräsenz versetzen lassen, nicht mit unserem ganzen Körper die virtuelle Realität des Telefonats betreten können. Die Stimme jedoch, mit der wir telefonieren, ist ebenso Teil unseres Körpers wie ein Körper, der redet, *conditito sine qua non* jedes Telefonats bleibt [...].¹¹⁶

Josef K.s Onkel ist da anderer Ansicht, wünscht er sich doch für seinen Neffen genau diese Trennung von Stimme und Körper durch die Verwendung des Telefons auf dem Land, fern von der Stadt und deren Geschäftigkeit; lediglich K.s Stimme wäre greifbar, nicht aber sein auf dem Land ruhender Körper, der „aufatmen“ (P 126) könnte.

7.5. Alle anderen Sinne haben Pause?

Der Verzicht auf ein breites Spektrum der bei der Anwesenheitskommunikation üblichen Sinnesregungen einerseits und die Konzentration auf Gehör und Stimme beider Beteiligten andererseits ist dem Erlebnis des Telefonierens zueigen. Die Folgen dieses Verzichts sind weitreichend.

So läßt sich beobachten, wie die Konzentration auf die während eines Telefonats aktiv beteiligten Sinne auf der einen Seite zunächst als Desensibilisierung empfunden wird – weil die Aufmerksamkeit, die das Telefon uns abverlangt, von der Aufmerksamkeit abgeht, mit der wir uns gleichzeitig mit unseren anderen Sinnen der außermedialen Umwelt widmen können. Daher beispielsweise die berechtigte Kritik am Telefonieren während des Autofahrens: Wir sind tatsächlich, während wir mit Stimme und Ohr telefonierend interagieren, zum Teil in einem anderen Raum und können in der nicht-virtuellen Welt um uns herum optisch oder motorisch nicht gleich konzentriert agieren. Auf der anderen Seite allerdings wird die Reduktion auf die akustischen Sinne zugleich als Sensibilisierung erlebt.¹¹⁷

¹¹⁶ Münker (2000), S. 189.

¹¹⁷ Ebda., S. 190f.

Die Telefonisten im Saal der Telefone sind „gleichgültig gegen jedes Geräusch der Türe“ (V 66) der Telefonzellen, alle Konzentration ist auf den sie auch physisch fordernden Telefondienst gerichtet, die Umgebung wird sinnlich nicht mehr wahrgenommen; dasselbe Bild bietet sich beim Blick in die Portiersloge, wo „alle in voller Arbeit und ohne Ohr und Auge für alles [waren], was nicht mit ihrer Arbeit zusammenhieng.“ (V 260) Der Landvermesser K. im *Schloß*-Roman widmet sich ganz dem Gespräch mit Oswald, das zusätzliche Konzentration erfordert; schließlich hat er bereits die ablehnende Haltung seinem Wunsch gegenüber, ins Schloss kommen zu dürfen, aus dem meterweit entfernten Telefonhörer des Gehilfen gehört und verleugnet nun, selbst am Apparat, seine Identität.

„Hier der Gehilfe des Herrn Landvermessers.“ „Welcher Gehilfe? Welcher Herr? Welcher Landvermesser?“ K. fiel das gestrige Telephongespräch ein, „Fragen Sie Fritz“, sagte er kurz. Es half, zu seinem eigenen Erstaunen. Aber mehr noch als darüber, daß es half, staunte er über die Einheitlichkeit des Dienstes dort. Die Antwort war: „Ich weiß schon. Der ewige Landvermesser. Ja, ja. Was weiter? Welcher Gehilfe?“ „Josef“, sagte K. Ein wenig störte ihn hinter seinem Rücken das Murmeln der Bauern, offenbar waren sie nicht damit einverstanden, daß er sich nicht richtig meldete. K. hatte aber keine Zeit sich mit ihnen zu beschäftigen, denn das Gespräch nahm ihn sehr in Anspruch. (S 37)

Anders verhält es sich im Büro des Oberkellners, wo die geradezu flirrende Anspannung, die sich zwischen dem Oberkellner, dem Oberportier und Karl Roßmann aufbaut, mit dem technischen Medium Telefon, das eine zentrale Rolle im Büro spielt, korrespondiert (vgl. V 229ff.).

Die Sinnesverwirrung hält mitunter auch nach einem Gespräch noch an, wie anhand von Josef K. zu zeigen ist, der nach der telefonisch an ihn ergangenen Aufforderung zur ersten Untersuchung „in seiner Zerstreutheit die ganze Zeit über neben dem Apparat stehn[geblieben]“ (P 51) ist, während der Direktor-Stellvertreter sein Gespräch führt. Die Begründung liefert Josef K. – immer noch verwirrt – selbst nach.

Erst als der Direktor-Stellvertreter ablätete, erschrak er und sagte, um sein unnützes Dastehn nur ein wenig zu entschuldigen: „Ich bin jetzt antelephoniert worden, ich möchte irgendwo hinkommen, aber man hat vergessen, mir zu sagen zu welcher Stunde.“ „Fragen Sie doch noch einmal nach“, sagte der Direktor-Stellvertreter. „Es ist nicht so wichtig“, sagte K., trotzdem dadurch seine frühere schon an sich mangelhafte Entschuldigung noch weiter zerfiel. (P 51)

8. Jenseits des Gehörs

Zum Telefonieren benötigt der Mensch, abgesehen von der technischen Infrastruktur, nicht viel: einen Mund, der spricht, ein Ohr, das hört, das ist alles. Aber selbst wenn konstatiert werden muss, dass Kommunikation mit dem Telefon ganz auf den akustischen Sinn beschränkt ist, so wäre eine Arbeit über das Telefon und das Telefonieren im Werk von Franz Kafka unvollständig, wenn man bei den geschilderten Telefonkommunikationsvorgängen jene Sinne, welche beim Hören und Sprechen unbeteiligt sind, so beispielsweise der Sehsinn¹¹⁸, ohne weiters ausklammern würde.

Kafka schildert in einem Brief an Grete Bloch die Störung, der er ausgesetzt war, als er zuletzt mit Felice Bauer telefonierte: „[...] F. schrieb mir, meine Stimme hätte sich 'furchtbar böse' angehört, vielleicht deshalb weil ein in dem Augenblick übersprühend lustiger Direktor hinter mir stand und mich schonend darauf aufmerksam machte, ich solle statt der Augen lieber den Mund ans Telephon legen (womit er ja zweifellos Recht hatte).“ (BIII 15f.) Korrespondierend mit dieser Bemerkung wird der Sehsinn auch bei dem angesprochen, was Karl Roßmann bei der Ablöse der Unterportiere in der Portiersloge des Hotel Occidental zu sehen bekommt, denn dort „hörte man die drei Sprecher an ihren Telefonen kaum und hätte glauben können, sie beobachteten murmelnd irgend einen Vorgang in der Telephonmuschel, während die drei andern wie betäubt von dem auf sie herandringenden, für die Umgebung im übrigen unhörbaren Lärm die Köpfe auf das Papier sinken ließen, das zu beschreiben ihre Aufgabe war.“ (V 261)

Beide zitierten Passagen beziehen den Sehsinn mit ein, wenn man davon ausgeht, dass ein Vorgang in der Telefonmuschel mit den Augen, nicht mit den Ohren *beobachtet* wird, und selbst wenn diese Beobachtung akustischer Natur sein sollte, bleiben immer noch die Köpfe der Schreiber, die infolge der kräfteaubenden, weil ohrenbetäubenden Arbeit sich dem sinkend annähern, was die Augen im Blick haben: das Papier, auf das niedergeschrieben werden muss, was zuvor ans Ohr gedrungen ist.

Kafkas Wunsch nach Nähe am öffentlich aufgestellten Telefon geht aus mehreren Gründen nicht in Erfüllung (vgl. BIII 15f.). Die letzte Hoffnung bewahrend, wirft er schützende Blicke auf das Telefon, um die für ein inniges Gespräch ungeeignete Umgebung auf Distanz zu halten, anstatt zweckgerecht hineinzusprechen und so zumindest akustisch Nähe herzustellen.

Josef K., mit der Betreuung durch den Advokaten Huld unzufrieden, fasst den Entschluss, diesem den Rücken zu kehren, was durchaus wortwörtlich zu verstehen ist.

¹¹⁸ Der Sehsinn ist wiederum ganz und gar dann am „Hören“ beteiligt, wenn Gehörlose von den Lippen der Sprechenden die Worte ablesen.

Noch ehe er läutete überlegte er, ob es nicht besser wäre dem Advokaten telephonisch oder brieflich zu kündigen, die persönliche Unterredung würde gewiß sehr peinlich werden. Trotzdem wollte K. schließlich nicht auf sie verzichten, bei jeder andern Art der Kündigung würde diese stillschweigend oder mit ein paar förmlichen Worten angenommen werden und K. würde, wenn nicht Leni etwas erforschen könnte, niemals erfahren, wie der Advokat die Kündigung aufgenommen hatte und was für Folgen für K. diese Kündigung nach der nicht unwichtigen Meinung des Advokaten haben könnte. Saß aber der Advokat K. gegenüber und wurde er von der Kündigung überrascht, so würde K., selbst wenn der Advokat sich nicht viel entlocken ließ, aus seinem Gesicht und seinem Benehmen alles was er wollte, leicht entnehmen können. Es war sogar nicht ausgeschlossen, daß er überzeugt wurde, daß es doch gut wäre, dem Advokaten die Verteidigung zu überlassen und daß er dann seine Kündigung zurückzog. (P 225f.)

Jemandem den Rücken kehren zu können bedeutet eben auch, zu dieser Person zuvor hinzugehen, um das persönliche Gespräch von Angesicht zu Angesicht zu suchen und aufgrund der entsprechenden Reaktion darauf zu entscheiden, welche weiteren Schritte zu ergreifen sind. Es geht Josef K. weniger um die Worte, mit welchen der Advokat den Kündigungswunsch aufnimmt. Wenn dies doch der Fall ist, so erhofft er sich von einem Vier-Augen-Gespräch mehr Details, als er sie am Telefon oder mittels eines Antwortbriefes erhoffen dürfte – entscheidend sind dessen Gesicht (Augen) und Verhalten, was auch immer darunter zu verstehen ist, jedenfalls alles, was in den Bereich der nonverbalen Kommunikation fällt: Gesten, Blicke, Mimik, Körpersprache etc.

In einem anderen, und zwar Kafkas *Schloß*-Roman betreffenden Zusammenhang verweist Adorno auf die Sonderstellung von Gesten.

„[...] Gesten sind die Spuren der Erfahrungen, die vom Bedeuten zugedeckt werden. Der jüngste Stand einer Sprache, die denen im Munde quillt, die sie sprechen; die zweite babylonische Verwirrung, der ohnehin Kafkas ernüchterte Diktion ohne zu ermüden widersteht, nötigt ihn dazu, das geschichtliche Verhältnis von Begriff und Gestus spiegelbildlich umzukehren. Der Gestus ist das „So ist es“; die Sprache, deren Konfiguration die Wahrheit sein soll, als zerbrochene die Unwahrheit. [...] Den in den Gesten sedimentierten Erfahrungen wird einmal die Bedeutung folgen, in ihrer Mimesis ein vom gesunden Menschenverstand verdrängtes Allgemeines wiedererkennen müssen.“¹¹⁹

Diese Bedeutung soll im Falle der angestrebten Kündigung des Advokaten möglichst rasch folgen, weshalb Josef K. darauf hofft, den Advokaten Huld mit seiner Mitteilung zu überraschen. Die Überrumpelung, von Angesicht zu Angesicht durchgeführt, führt nach Josef K.s Selbstverständnis dazu, „alles was er wollte“ (P 226) zu erfahren.

Der Hinweis Kittlers, dass „K.s Besuche bei dem Advokaten Huld [...] ein Rückschritt in eine vergangene Epoche, eine Regression [sind]“¹²⁰, da dieser samt Leni und dem Kaufmann Block in „einer vorzeitlichen Welt“¹²¹ lebe, in der noch mit der Feder geschrieben wird und die Schreibmaschine noch nicht Einzug gehalten hat, ist insofern interessant, als K. vor der Kündigung mittels eines persönlichen Gesprächs eine telefonische oder briefliche Kündigung

¹¹⁹ Adorno (1997), S. 259.

¹²⁰ Kittler (1990), S. 109.

¹²¹ Ebda.

in Betracht zieht; da ersteres möglich ist, muss ein Telefonapparat im Hause Huld vorhanden sein, womit ein Argument gegen die von Kittler ins Treffen geführte Vorzeitlichkeit der Lebenswelt des Advokaten gegeben ist, wenn es auch auf den Bereich des Sprechens, nicht den des Schreibens abzielt.

Die fehlende Möglichkeit, beim Telefonieren Blickkontakt halten zu können, hat zur Folge, dass Gestik und Mimik zwar wie gehabt ausgeführt werden, jedoch nicht ankommen, wodurch ein wesentlicher Bestandteil an Information verlorenght. Die dem Telefon immanente Blickverweigerung markiert, wenn mit Unbekannten telefoniert wird, eine Differenz, die sich dort zur Demonstration von Macht auswächst, wo ein Bittsteller an eine Institution und ihre unsichtbaren ausführenden Organe herantritt, ohne tatsächlich näher zu kommen. Die Blickverweigerung¹²² des Schlosses sollte dem Landvermesser K. deutlich machen, dass er dort unerwünscht ist. Dank einer Indiskretion Friedas ist es K. einmal möglich, den für ihn zuständigen Dorfsekretär Klamm an dessen Tisch schlafen zu sehen.

K. [...] beugte sich weit über den Schenktisch, um nochmals Friedas Blick fest auf sich zu ziehn. Sie aber hielt ihn gesenkt und sagte leise: „Wollen Sie Herrn Klamm sehn?“ K. bat darum. Sie zeigte auf eine Tür, gleich links neben sich. „Hier ist ein kleines Guckloch, hier können Sie durchsehn.“ „Und die Leute hier?“ fragte K. Sie warf die Unterlippe auf und zog K. mit einer ungemein weichen Hand zur Tür. Durch das kleine Loch, das offenbar zu Beobachtungszwecken gebohrt war, übersah er fast das ganze Nebenzimmer. An einem Schreibtisch in der Mitte des Zimmers in einem bequemen Rundlehnstuhl saß grell von einer vor ihm niederhängenden Glühlampe beleuchtet Herr Klamm. Ein mittelgroßer dicker schwerfälliger Herr. Das Gesicht war noch glatt, aber die Wangen senkten sich doch schon mit dem Gewicht des Alters ein wenig hinab. Der schwarze Schnurrbart war lang ausgezogen. Ein schief aufgesetzter, spiegelnder Zwicker verdeckte die Augen. Wäre Herr Klamm völlig beim Tisch gesessen hätte K. nur sein Profil gesehn, da ihm Klamm aber stark zugedreht war, sah er ihm voll ins Gesicht. (S 60f.)

Sowohl Frieda, die K. als Verbindungsglied zu Klamm (und somit ins Schloss) nützen möchte, als auch Klamm selbst erwidern K.s Blick nicht. Klamms Blickverweigerung ist besonders deutlich, denn nicht genug damit, dass er schläft, seine spiegelnde Brille lässt darüber hinaus keinen Blick auf seine Augen zu, vielmehr bekommt K. einen – wenn auch schiefen – Spiegel vorgehalten, in dem sich nicht(s) lesen lässt. Was für den *Schloß*-Roman gilt, kann auch für den *Proceß* gesagt werden: „Kein sichtbarer Gegner ist so furchtbar wie der imaginierte [...]“¹²³

¹²² Vgl. Neumann, Bernd: Das Diapositiv des Kulturgeschichtlichen als ästhetisches Integral. Franz Kafkas Romane im Diskurs mit Hannah Arendts Gedankengängen. In: Franz Kafka. Zur ethischen und ästhetischen Rechtfertigung. Hg. v. Jakob Lothe u. Beatrice Sandberg. Freiburg i.B: Rombach 2002, S. 175–196. Hier: S. 193.

¹²³ Stach (2002), S. 549.

9. Die Sphären von Telefongesprächen

Franz Kafkas literarische Texte sind gespickt mit Charakteren, denen ein zumindest gespanntes Verhältnis zum Kommunikationsmittel Telefon nachgesagt werden kann. Eine Vielzahl der Gründe, welche für diesen Befund ins Treffen geführt werden können, wurden bereits ausführlich dargelegt. In diesem Kapitel soll das Hauptaugenmerk auf die Frage gelegt werden, wo und in welcher Umgebung Kafka seine Figuren telefonieren lässt und welchen Inhalts die Gespräche sind.

Nach Durchsicht der Texte und Briefe kristallisieren sich vor allem zwei Sphären von Gesprächen heraus: zuerst sei die private Sphäre genannt, die all das umfasst, was den Protagonisten oder Kafka selbst unmittelbar persönlich betrifft und am Apparat besprochen wird. Man könnte nun, bevor noch die zweite Sphäre genannt wird, den berechtigten Einwand vorbringen, dass in diese private Sphäre nachgerade alles fällt, ja fallen muss, denn auch wenn die Figuren oder Kafka selbst am Telefon Geschäftliches besprechen, ist damit automatisch eine nicht zu leugnende Verbindung zur unmittelbaren Lebensrealität des Telefonierenden hergestellt.

Die zweite Sphäre umfasst aber eben genau das: Amtliches und Geschäftliches, und zwar auf zwei Ebenen. Zum einen in Bezug auf die Lokalität, also die Frage stellend, wo wird telefoniert, in welchem Arbeitsumfeld mit all seinen störenden Einflüssen, und zum anderen auf den Inhalt der Telefonate abzielend. Die beiden postulierten Bereiche des Privaten und des Amtlichen sind jedoch unmöglich scharf voneinander zu trennen, vielmehr gibt es zwischen beiden Sphären Interferenzen. In mehreren Fällen ist nicht klar zu benennen, ob etwas von dem am Apparat Geäußerten nun als privat oder als geschäftlich einzustufen ist. Privates kann eben auch geschäftlich sein – und umgekehrt.

9.1. *Der Proceß*

So zum Beispiel bemerkt Josef K. im Gespräch mit Frau Grubach, dass er ganz anders reagiert hätte, wäre ihm seine Verhaftung nicht im privaten Wohnbereich, sondern an seinem Arbeitsplatz mitgeteilt worden.

„In der Bank z. B. bin ich vorbereitet, dort könnte mir etwas derartiges unmöglich geschehn, ich habe dort einen Diener, das allgemeine Telephon und das Bureautelephon stehn vor mir auf dem Tisch, immerfort kommen Leute, Parteien und Beamte; außerdem aber und vor allem bin ich dort immerfort im Zusammenhang der Arbeit, daher geistesgegenwärtig, es würde mir geradezu ein Vergnügen machen dort einer solchen Sache gegenübergestellt zu werden [...].“ (P 34)

Telefonanrufe zur Verhinderung einer Verhaftung werden hier von Josef K. zwar nicht explizit genannt, doch sein Arbeitsplatz, den man sich als Bollwerk vorstellen darf, das stets darauf ausgerichtet ist, die Beseitigung unliebsamer Entwicklungen auf das Dienstpersonal abzuwälzen oder technische Kommunikationshilfen heranzuziehen, um das Problem zu klären; all das gebe ihm, so die Argumentation Josef K.s, die nötige Freiheit, mit leichter Hand und wachem Kopf gegen die „Sache“ vorzugehen. Das beinahe widerstandslose Eindringen in Josef K.s Privatsphäre am frühen Morgen der Verhaftung darf demnach nicht verwundern; er will zwar den Staatsanwalt Hasterer, der sein „guter Freund“ (P 23) ist, telefonisch kontaktieren, lässt sich aber von der Entgegnung des Aufsehers, die tatsächlich nötigend ausfällt, einschüchtern.

„Gewiß“, sagte der Aufseher, „aber ich weiß nicht, welchen Sinn das haben sollte, es müßte denn sein, daß sie irgendeine private Angelegenheit mit ihm zu besprechen haben.“ „Welchen Sinn?“ rief K, mehr bestürzt, als geärgert. „Wer sind Sie denn? Sie wollen einen Sinn und führen das Sinnloseste auf was es gibt? Ist es nicht zum Steinerweichen? [...] Welchen Sinn es hätte, an einen Staatsanwalt zu telefonieren, wenn ich angeblich verhaftet bin? Gut, ich werde nicht telefonieren.“ (P 23)

Der Aufseher scheint nicht gewillt, Josef K.s Verhaftung als Privatangelegenheit einzustufen – und wenn doch, so als eine Privatangelegenheit, die durch einen Telefonanruf nicht zu beeinflussen ist; schließlich ist es die einzige „Pflicht“ (P 26) des Aufsehers, Josef K. von seiner Verhaftung in Kenntnis zu setzen, also schlicht eine amtliche Mitteilung zu überbringen (vgl. P 26). Josef K., in seiner Privatsphäre – und somit in seinem Stolz – verletzt, der Sinnlosigkeit in Gestalt des Aufsehers gegenüberstehend, verzichtet trotz der nachgereichten Erlaubnis zum Telefonieren auf das Telefonat mit Hasterer (vgl. P 23f.). Die erste wirklich vom Gericht gegebene und als amtlich zu bezeichnende Auskunft, die Josef K. erhält, ist der Hinauswurf aus dem Gerichtsgebäude.¹²⁴

9.2. Das Schloß

Die Trennung und unterschiedliche Wertigkeit von privater und amtlicher Bedeutung von Telefongesprächen wird im *Schloß*-Roman dem Landvermesser K. im Gespräch mit dem Vorsteher erklärt.

„Und was das Telephon betrifft: Sehen Sie, bei mir, der ich doch wahrlich genug mit den Behörden zu tun habe, gibt es kein Telephon. In Wirtsstuben u. dgl. da mag es gute Dienste leisten, so etwa wie ein Musikautomat, mehr ist es auch nicht. Haben Sie schon einmal hier telephoniert, ja? Nun also dann werden Sie mich vielleicht verstehn. [...] [W]irkliche Bedeutung kommt diesen telephonischen Antworten durchaus zu, wie denn nicht? Wie sollte eine Auskunft, die ein Beamter aus dem Schloß gibt, bedeutungslos sein?

¹²⁴ Vgl. Politzer, Heinz: Franz Kafka. Der Künstler. Frankfurt a.M.: S. Fischer 1965, S. 294.

[...] Alle diese Äußerungen haben keine amtliche Bedeutung; wenn Sie ihnen amtliche Bedeutung zuschreiben, gehen Sie in die Irre, dagegen ist ihre private Bedeutung im freundschaftlichen oder feindseligen Sinne sehr groß, meist größer als eine amtliche Bedeutung jemals sein könnte.“ (S 115ff.)

K., der ins Schloss drängt, und zu diesem Behufe zu Beginn vor allem den amtlichen Weg einschlägt (oder besser: einzuschlagen versucht, denn sein Bestreben, mit den amtlichen Stellen des Schlosses telefonisch Kontakt aufzunehmen, endet nur zu deutlich in der Übermittlung eines ablehnenden Bescheides¹²⁵), lernt erst nach und nach, was der Vorsteher mit seiner Unterscheidung von privater und amtlicher Bedeutung meint.

K.s Privatsphäre ist stets von den Bauern bedroht, die sich wiederholt im Halbkreis oder anderen Konstellationen um ihn scharen und all seine Handlungen genau registrieren.¹²⁶ Sie wirken dabei wie Karikaturen von Abgesandten des Schlosses, die, in Tarnkleider gesteckt und ohne ersichtliche Aufgabe, K. auf Schritt und Tritt folgen, gleichsam als Erweiterung zu den beiden Gehilfen Artur und Jeremias, doch ohne K. wirkliche Hilfe, sondern vielmehr stete Mahnung zu sein. Eine Mahnung, die nicht verbal ausgesprochen, sondern stummen Blickes transportiert wird, und bei K. verständlicherweise Unbehagen auslöst.

9.3. *Der Nachbar*

In der Kurzerzählung *Der Nachbar* sind zwei amtliche, weil geschäftliche Sphären nebeneinander gelagert: Die Wohnung des Ich-Erzählers und die Wohnung nebenan, an deren Tür „Harras, Bureau“ (NI 370) geschrieben steht, werden beide als Arbeitsplatz genützt. Die beiden Mieter dringen aber aufgrund der Hellhörigkeit der Wohnungen automatisch in die Privatsphäre des jeweils Anderen ein, denn das Geschäft des einen ist in den Ohren des anderen letztlich Privates, das ihn nicht zu interessieren hat. Doch genau hier liegt die Befürchtung des Ich-Erzählers, der seine Geschäftstüchtigkeit durch den mutmaßlich lauschenden Nachbarn bedroht sieht: „Die elend dünnen Wände, die den ehrlich tätigen Mann

¹²⁵ Vgl. dazu das Telefonat K.s mit Oswald, das mit der endgültigen, weil bereits zum zweiten Mal innerhalb kürzester Zeit geäußerten Feststellung, K. dürfe niemals ins Schloss kommen, endet (vgl. S 35ff.). Doch bezieht man die erklärenden Worte des Vorstehers mit ein, die nahelegen, dass die ihre Langeweile mit Telefonaten nach „draußen“ verkürzenden Schlossbeamten, und somit auch Oswald, das Telefon lediglich als Scherzapparat verwenden, so ist nicht bewiesen, ob K. tatsächlich niemals ins Schloss kommen darf. Doch auch dieser Gedankengang bleibt Spekulation, denn selbst die Worte des Vorstehers können nicht letztgültig belegen, dass er über die Vorgänge im Schloss bestens informiert ist.

¹²⁶ Vgl. hierzu folgende Textstellen: „Er [K., Anm. T.R.] sah die Bauern scheu zusammenrücken und sich besprechen, die Ankunft eines Landvermessers war nichts Geringes.“ (S 10); „Alle erhoben sich mit K. und trotzdem sie der Wirt zurückzudrängen suchte gruppierten sie sich beim Apparat in engem Halbkreis um ihn.“ (S 35); „Kaum war K. eingetreten, erhoben sich die Bauern, um sich ihm zu nähern, es war schon ihre Gewohnheit geworden, ihm immer nachzulaufen. 'Was wollt Ihr denn immerfort von mir?' rief K. Sie nahmen es nicht übel und drehten sich langsam zu ihren Plätzen zurück.“ (S 43f.)

verraten, den Unehrliehen aber decken.“ (NI 371) Zelgers Hinweis, „[d]ie Angewohnheit, die Situation nur aus der eigenen Perspektive wahrzunehmen, schafft Opfer und produziert Täter“¹²⁷, ist hier hilfreich, denn offensichtlich sieht sich der Ich-Erzähler als Opfer seines Nachbarn, von dem er sich die Nachbarwohnung hat „wegnehmen lassen“ (NI 370). Der Nachbar als Täter hat aber leichtes Spiel, denn der Ich-Erzähler hat seinerzeit keine Verwendung für die in die Nachbarwohnung integrierte Küche gesehen. Nur dieses „kleinliche Bedenken“ (NI 371) des Ich-Erzählers ist daran schuld, dass er sich nun mit seinem Nachbarn herumschlägt, ohne dass dieser davon wüsste, denn der Ich-Erzähler erhält keine Belege für seine Mutmaßungen und Unterstellungen.

Nach der (vermeintlichen) Verletzung der Privatsphäre durch das (vermeintliche) nachbarliche Mithören der Telefonate wird auch die amtliche Sphäre des Ich-Erzählers durchdrungen und vom Nachbarn gleichsam an sich gerissen: „Vielleicht wartet er gar nicht das Ende des Gespräches ab, sondern erhebt sich nach der Gesprächsstelle die ihn über den Fall genügend aufgeklärt hat, huscht nach seiner Gewohnheit durch die Stadt und ehe ich die Hörmuschel aufgehängt habe, ist er vielleicht schon daran, mir entgegenzuarbeiten.“ (NI 372) Die Ungewissheit, die der Ich-Erzähler einräumt, ändert nichts an der Verletzung seiner Privat- und Geschäftssphäre, sie ist vielmehr Triebfeder der Paranoia, die sich des Ich-Erzählers bemächtigt hat. Paranoia lässt sich als Gefühl für das Denken Anderer beschreiben¹²⁸ – eine Gegenposition zum vorhin zitierten Gedanken Zelgers, welche jedoch zum selben Ziel führt. Der Ich-Erzähler versetzt sich in die Lage seines Nachbarn und jubelt ihm alles erdenklich Negative unter. Dem Nachbarn unterstellt er, sich mit einem Ohr in seiner Wohnung eingenistet zu haben – zu dem einzigen Zweck, seine Geschäftstelefonate zu belauschen – und beim Verlassen seines Büros gleichsam einen Fuß (vor den anderen) in die Geschäftssphäre des Ich-Erzählers zu setzen.

9.4. Privatgespräch in amtlicher Umgebung

Privatgespräche am Telefon, die in amtlicher Umgebung stattfinden, sind bei Kafka zum Scheitern verurteilt.¹²⁹ Das gilt sowohl für das literarische Werk als auch für die in den Briefen geschilderten Anrufe. Josef K. wird in der amtlichen Sphäre der Bank telefonisch von der für den nächsten Sonntag anberaumten ersten Untersuchung unterrichtet, vergisst zu fragen, zu welcher Stunde er erscheinen soll, und ist nach Beendigung des von seiner Seite lediglich als stummer Zuhörer geführten „Gespräches“ noch in Gedanken versunken, als der Direktor-

¹²⁷ Zelger (1997), S. 235.

¹²⁸ Vgl. Bannasch (2000), S. 93.

¹²⁹ Vgl. Zelger (1997), S. 198.

Stellvertreter, die physische Repräsentation der amtlichen Sphäre, den ihm im Weg stehenden Josef K. anspricht (vgl. P 49f.).¹³⁰ Dieser fällt durch Zerstretheit auf, eine Eigenschaft, die im amtlichen Bereich keinen Platz hat. Verursacht wird dieses Benehmen durch die ihn persönlich betreffenden Informationen, die er aus dem Telefonanruf bezogen hat.

Das eindrücklichste Beispiel für die Probleme, mit denen telefonische Privatgespräche in amtlicher Umgebung behaftet sind, wurde in früheren Kapiteln bereits unter anderen Gesichtspunkten behandelt, soll nun aber hier in der Nachbetrachtung, die Kafka in je einem Brief an Felice Bauer und Grete Bloch anstellte, noch einmal zitiert werden. An Felice Bauer schreibt Kafka:

Als ich heute Dein Aviso zum telephonischen Gespräch bekam, konnte ich nicht gut aus dem Bureau weg, brannte auch nur darauf, möglichst rasch zu erfahren, was Du wolltest, dachte übrigens in irgendeiner unsinnigen Hoffnung daran, daß Du Deinem Expresßbrief telephonisch in irgendetwas seine Schärfe nehmen wolltest – und ließ mich deshalb von der Anstalt aus verbinden. Das war schlecht, wir haben keine Zelle, im Präsidialzimmer wo das Telephon ist, steht immer eine Menge Leute herum, zufällig stand ein Direktor, ein widerlicher Mensch, hinter mir, machte Späße, ich hätte ihm fast mit dem Fuß einen Stoß gegeben, ich verstand deshalb schlecht, vor allem aber verstand ich eine Zeitlang überhaupt den Sinn Deiner Worte nicht. (BII 160)

Im Brief an Grete Bloch formuliert es Kafka, nachdem er ausführlich die Verwicklungen beschreibt, die entstehen, wenn er zum Telefon gerufen wird, so (vgl. BIII 15f.).¹³¹ Der offene Zugang zum Telefon im Präsidialzimmer lässt keine Privatsphäre zu. Kafka kann belauscht, belächelt oder Opfer sonstiger Scherze der Anwesenden werden, die offensichtlich gern die amtliche Atmosphäre mit guter Laune auflockern, was dem ernsthafte Gespräche führenden Kafka wenig überraschend zuwider sein muss. Die bloße Anwesenheit von Menschen, die an

¹³⁰ Die folgende Anmerkung hat zwar nicht direkt mit einem am Telefon geführten Gespräch zu tun, ist in diesem Zusammenhang aber doch von Interesse: Josef K. tritt zwar beiseite, geht aber nicht weg, absichtlich oder schlicht aufgrund seiner Grübeleien das eben am Telefon Gehörte betreffend; stört also in amtlicher Umgebung die Privatsphäre des Direktor-Stellvertreters, schließlich wartet dieser bereits auf die telefonische Verbindung (vgl. P 50). Der Direktor-Stellvertreter nützt die tote Zeit aber seinerseits für ein Privatgespräch mit Josef K., in dem sich die Sphären des Privaten und Amtlichen finden, lädt er seinen Untergebenen doch ein, am Sonntag eine Partie auf seinem Segelboot mitzumachen (vgl. P 50): die amtliche Person des Direktor-Stellvertreters unterbreitet einem Arbeitskollegen, Josef K., der sich mit dem Direktor-Stellvertreter „niemals gut vertragen hatte“ (P 51), eine persönliche Einladung, die noch dazu den Sonntag, also den einzigen arbeitsfreien Tag der Woche, betrifft. Josef K. kann diesen „Versöhnungsversuch“ (P 51) nicht positiv bestätigen, da er an besagtem Tag zur ersten Untersuchung vorgeladen ist, und zwar mit dem telefonisch übermittelten Argument, ihn „in seiner beruflichen Arbeit nicht zu stören“ (P 49). Die Einladung zur Segelpartie anzunehmen hieße für Josef K. aber, die Sphären des Amtlichen und Persönlichen mit leichter Hand zusammenzuführen, schließlich ist persönliches Wohlwollen im amtlichen Arbeitsumfeld eine gute Grundlage für die erfolgreiche Bewältigung der Arbeitsaufgaben. Doch es ist nicht ausgemacht, ob der Direktor-Stellvertreter wirklich Frieden schließen möchte, denn sein Angebot macht er nebenher, während er auf das Wesentliche, nämlich sein Telefonat, wartet (vgl. P 50). Man erfährt nicht, ob der Direktor-Stellvertreter ein amtliches oder persönliches Gespräch führt, nur die Länge desselben scheint beträchtlich zu sein (vgl. P 51).

¹³¹ Das gleichlautende Zitat findet sich bereits unter 7.1.

dem, was sich zwischen dem Ohr Kafkas, dem Telefonhörer und seinem Mund zuträgt, grundsätzlich keine Teilhabe zu beanspruchen berechtigt sind, ihm aber besserwisserische Hinweise zum richtigen Gebrauch des Telefons geben – all das belegt das Dilemma, das für Kafka noch schwerer wiegen mag, ist er doch schon bei angenehmeren Gesprächsbedingungen nur schwer für den Telefonapparat zu begeistern.

10. Hierarchie – Befehl – Macht

Die Verwendung oder Nichtverwendung des Kommunikationsmediums Telefon wirft immer auch ein Schlaglicht auf den Themenkomplex, der sich an den drei Begriffen Hierarchie, Befehl und Macht festmachen lässt. Das Telefon kann einerseits, und das vor allem in den ersten Jahrzehnten seines Daseins, als hierarchiefeindliches Medium gelten. Sabine Zelger weist darauf hin, dass „[t]rotz ähnlicher technischer und wirtschaftlicher Voraussetzungen [...] [die] Akzeptanz und Diffusion in Amerika, Deutschland, England und Frankreich ziemlich verschieden [waren].“¹³² Und weiter:

So stellt der Techniksoziologe Werner Rammert fest, daß sich in Amerika das Telefon viel schneller verbreiten konnte und außerdem vielfältiger genutzt wurde [...]. Dabei geht Rammert von spezifischen Eigenarten des Telefons aus, zu denen er zählt: Schnelligkeit, Offenheit für Rückfragen, Direktheit, Unpersönlichkeit, Aufdringlichkeit, Reziprozität der Beziehung, Gleichheit aller Stellen in der netzförmigen Verbindung, leichter und unkontrollierter Zugang für alle Teilnehmer; es könne nicht so einfach durch autoritäre Regime mißbraucht werden wie Presse oder Radio, sei anfangs Prestigeobjekt und ein Zeichen für fortschrittliche Mentalität gewesen, ermögliche willkürliche, anonyme und intime Kontaktaufnahme mit x-beliebigen Teilnehmern.¹³³

Andererseits werden bestehende Hierarchien bestätigt, vor allem in Ländern, in denen „die Unterschiede zwischen oben und unten sowie deren klare Trennung“¹³⁴ nicht zu leugnender Alltag sind, und zu diesen Ländern sind Deutschland und Österreich zu zählen. Es kommt immer auf die Art an, wie miteinander telefoniert wird.

10.1. *Der Verschollene*

Im Büro des Schiffskapitäns wird dessen Befehl, für Karl Roßmann und seinen Onkel ein Boot „flott machen“ (V 49) zu lassen, vom „überstürzt“ (V 49) zum Schreibtisch eilenden Oberkassier telefonisch ausgeführt. Der Schiffskapitän erteilt als höchster in der Hierarchie Befehle, die selbst in der Sprache die Spuren der Machtausübung hinterlassen. Ein Boot soll *flott* gemacht werden; flott, weil *überstürzt* zum Schreibtisch *eilend*, ist auch der Befohlene; als *Oberkassier* ist er selbst einer, der zu Befehlende *unter* sich hat. Selbst die Zeit, gleichsam personalisiert, *drängt* schon (vgl. V 49), wie sich Karl Roßmann sagt, dessen ursprüngliche Aufgabe im Büro des Kapitäns die Vertretung des Heizers ist. Die meinerseits gesetzten Kursivierungen sollen die Beschleunigung, die nicht nur, aber auch mit der Hierarchisierung

¹³² Zelger (1997), S. 31.

¹³³ Ebda.

¹³⁴ Ebda.

einhergeht, auch im Schriftbild verdeutlichen; die Vorwärtsbewegung als Vektor, dem die unter Befehl Stehenden unterworfen sind.

Hierarchische Strukturen legen die Machtverteilung in einem Unternehmen wie dem des Onkels von Karl Roßmann offen: wo Macht ist, da findet sich auch Ohnmacht. Sinnbild für diese Dichotomie ist neben dem nicht näher beschriebenen Saal der Telegrafen der Saal der Telefone. Über das Unternehmen des Onkels erfährt man Folgendes:

Das Geschäft bestand [...] in einem Zwischenhandel, der aber die Waren nicht etwa von den Produzenten zu den Konsumenten oder vielleicht zu den Händlern vermittelte, sondern welcher die Vermittlung aller Waren und Urprodukte für die großen Fabrikkartelle und zwischen ihnen besorgte. Es war daher ein Geschäft, welches in einem Käufe, Lagerungen, Transporte und Verkäufe riesenhaften Umfangs umfaßte und ganz genaue unaufhörliche telephonische und telegraphische Verbindungen mit den Klienten unterhalten mußte. Der Saal der Telegraphen war nicht kleiner, sondern größer als das Telegraphenamt der Vaterstadt, durch das Karl einmal an der Hand eines dort bekannten Mitschülers gegangen war. Im Saal der Telephone giengen wohin man schaute die Türen der Telephonzellen auf und zu und das Läuten war sinnverwirrend. (V 66)

Auf die widrigen Arbeitsbedingungen der Telefonisten wurde bereits in früheren Kapiteln ausführlich eingegangen. Die überwältigende Größe des Unternehmens, seine wie die Lebensfähigkeit eines Organismus ausgestaltete Verästelung in alle Richtungen, zusammengehalten und zugleich bis weit hinaus in die unbekannte Ferne hineinreichend, durch technische Krücken wie Telegrafen und Telefone, selbst in eigenen Sälen untergebracht – all das zeichnet ein überwältigendes Bild, von dessen machtvoller Präsenz sich Karl sichtlich beeindruckt zeigt:

„Du hast es wirklich weit gebracht“, sagte Karl einmal auf einem dieser Gänge durch den Betrieb, auf dessen Durchsicht man viele Tage verwenden mußte, selbst wenn man jede Abteilung gerade nur gesehen haben wollte.

„Und alles habe ich vor dreißig Jahren selbst eingerichtet, mußt Du wissen. Ich hatte damals im Hafenviertel ein kleines Geschäft und wenn dort im Tag fünf Kisten abgeladen waren, so war es viel und ich gieng aufgeblasen nachhause. Heute habe ich die drittgrößten Lagerhäuser im Hafen und jener Laden ist das Eßzimmer und die Gerätkammer der fünfundsechzigsten Gruppe meiner Packträger.“

„Das grenzt ja ans Wunderbare“, sagte Karl.

„Alle Entwicklungen gehen hier so schnell vor sich“, sagte der Onkel das Gespräch abbrechend. (V 67f.)

Im Saal der Telefone ist jedoch eine bemerkenswerte, weil ohne positive Folgen bleibende Erosion der hierarchischen Verhältnisse zu beobachten. „Mitten durch den Saal war ein beständiger Verkehr von hin und her gejagten Leuten. Keiner grüßte, das Grüßen war abgeschafft, jeder schloß sich den Schritten des ihm vorhergehenden an und sah auf den Boden auf dem er möglichst rasch vorwärtskommen wollte [...]“ (V 67) Das Entbieten eines Grußes, selbstverständlicher Bestandteil der Höflichkeitsetikette auf dem Arbeitsplatz und Teil von hierarchisch grundierten Ritualen – schließlich stellt sich beim Grüßen die Frage, wer hat zuerst zu grüßen, wie wird begrüßt etc. – entfällt; hierarchische Unterschiede sind hier

nivelliert, was die Angestellten jedoch nicht in ihrem Ansehen aufwertet, sondern vielmehr zu einer Gleichförmigkeit des zu leistenden Dienstes führt, welche die Ununterscheidbarkeit der Arbeitenden zur Folge hat, schließlich sind alle Posten doppelt und dreifach besetzt, „so daß Irrtümer möglichst ausgeschlossen waren“ (V 67). Der tatsächliche Wert der Arbeit eines Einzelnen ist nicht bezifferbar, die Telefonisten selbst können wohl problemlos ausgetauscht oder nachbesetzt werden, denn das Wort von dem „vorhergehenden“ (V 67) Bediensteten, dem sich sein Hintermann anzuschließen hat, lässt sich sprachlich auch so lesen, dass diesem Vordermann bereits ein Ablaufdatum aufgedrückt ist, er ist in der Sprache ein schon Ehemaliger, weil „vorhergehender“. Mit Zahlen und Größenangaben lassen sich lediglich die von der persönlichen Note menschlicher Arbeit entkoppelten Firmenstrukturen ausdrücken. Der einzelne Telefonist im riesenhaften Saal bekommt in dieser Schilderung kein menschliches Antlitz, und wenn dieses doch erwähnt wird, ist es auf die Tischplatte niedergesunken und folglich nicht zu sehen (vgl. V 67).

Karl Roßmann, der sich seiner niederen Stellung im Hotel Occidental zwar nicht explizit bewusst ist¹³⁵, weist aber implizit genau darauf hin, wenn er „im Anblick eines Telefonkastens der auf einem Tische stand“ (V 174) die Oberköchin, unter deren Schutz er anfangs steht, bittet, dem Portier telefonisch die Anweisung zu geben, Robinson und Delamarche, die er für den nächsten Morgen erwartet, zu ihm zu schicken. Mit dieser Bitte delegiert Karl Arbeit an die Oberköchin, die er als erste Respektsperson im Hotel Occidental kennengelernt hat, anstatt zu fragen, ob er selbst den „entsprechenden Befehl“ (V 174) in die Portiersloge telefonieren dürfe. Die telekommunikative Konfrontation mit dem Portier scheut Karl, der sich hier schon früh durch Passivität auf telefonischer Ebene auszeichnet. Da es um das Erteilen eines Befehls geht, scheint Karl Roßmann insgeheim zu ahnen, dass er nicht die nötige Befugnis hat, solches selbst zu tun. Doch der in der Hotelhierarchie niedrig stehende Karl verdrängt durch den Eintritt in den Liftdienst einen Liftjungen namens Giacomo, der, „scheu und eilig“ (V 186) Karl das Nötige zum Verständnis des Liftdienstes zeigen soll, doch die Enttäuschung Karls über die engen Grenzen seiner Befugnisse als Liftjunge lassen ahnen, dass sein Aufstieg in der Hierarchie nicht der Rede wert ist.¹³⁶

¹³⁵ Folgende Passage zeigt deutlich, dass sich der Stolz Karl Roßmanns nicht damit vereinbaren lässt, seine tatsächliche Stellung im Hotel Occidental klar zu sehen: „[D]ie Frau Oberköchin, deren Einfluß vielleicht doch nicht so groß war, wie er am ersten Abend geglaubt hatte, hatte sich zwar bemüht, ihm ein eigenes Zimmerchen zu beschaffen und es wäre ihr wohl auch gelungen, aber da Karl sah, welche Schwierigkeiten es machte und wie die Oberköchin öfters mit seinem Vorgesetzten, jenem so beschäftigten Oberkellner wegen dieser Sache telephonierte, verzichtete er darauf und überzeugte die Oberköchin vom Ernst seines Verzichtes mit dem Hinweis darauf, daß er von den andern Jungen wegen eines nicht eigentlich selbst erarbeiteten Vorzugs nicht beneidet werden wolle.“ (V 190)

¹³⁶ „Enttäuscht war Karl vor allem dadurch, daß ein Liftjunge mit der Maschinerie eines Aufzugs nur insofern etwas zu tun hatte, als er ihn durch einen einfachen Druck auf den Knopf in Bewegung setzte, während für Reparaturen am Triebwerk derartig ausschließlich die Maschinisten des Hotels

Das Hotel Occidental kann aufgrund seiner Ausmaße sowohl auf horizontaler als auch, und im Zusammenhang mit dieser Arbeit wesentlicher, auf vertikaler Ebene als Versinnbildlichung von Hierarchieverhältnissen schlechthin gelesen werden. Das stete Auf und Ab der zahlreichen Lifte (vertikal), das Hin- und Herhetzen (horizontal), das jedoch nur dazu dient, dem Liftjungen Karl Roßmann vor Augen zu führen, wie gefangen er in diesem Komplex ist, letztlich nur ein kleines Rädchen in der Maschinerie, ein Punkt im Gewirr des Hotelganzen. Zum Verhängnis wird Karl dann ebenfalls eine Kleinigkeit, denn die Austauschbarkeit der Liftjungen verführt diese dazu, einander zu vertreten, wenn eine plötzliche Absenz unumgänglich ist, wie im Falle von Karl, der den betrunkenen Robinson in den Schlafsaal der Liftjungen begleitet, um weiteres Unheil von sich abzuwenden (vgl. V 215ff.). Bei seiner Rückkehr bietet sich Karl folgendes Bild:

Sein Aufzug kam früher herunter und es entstieg ihm jener Junge, der vor einem Weilchen durch den Gang gelaufen war. „Ja wo bist Du denn gewesen Roßmann?“ fragte dieser. „Warum bist Du weggegangen? Warum hast Du es nicht gemeldet?“ „Aber ich habe ihm doch gesagt, daß er mich ein Weilchen vertreten soll“, antwortete Karl und zeigte auf den Jungen vom Nachbarlift der gerade herankam. „Ich habe ihn doch auch zwei Stunden während des größten Verkehrs vertreten.“ „Das ist alles sehr gut“, sagte der Angesprochene, „aber das genügt doch nicht. Weißt Du denn nicht, daß man auch die kürzeste Abwesenheit während des Dienstes im Bureau des Oberkellners melden muß. Dazu hast Du ja das Telephon da. Ich hätte Dich schon gerne vertreten, aber Du weißt ja, daß das nicht so leicht ist.“ (V 218)

Die an der Obrigkeit vorbei getroffene Übereinkunft der Liftjungen, im Bedarfsfall einander zu vertreten, „genügt nicht“, und zwar genügt sie deshalb nicht, weil es die hierarchische Struktur des Hotelpersonals und ihrer geschriebenen Gesetze verlangt, jede Abwesenheit telefonisch zu melden. Solange einer der Oberen dem Gesetzesbruch nicht auf die Schliche kommt, funktionieren auch die ungeschriebenen Gesetze der in der Hierarchie an ungünstiger Stelle stehenden Liftjungen. Karl, der mit dem Kommunikationsmedium Telefon stets auf Seiten des Befehlsempfängers konfrontiert ist, immer nur dem lauscht, was andere ihm zu tun anschaffen, vergisst im entscheidenden Moment, seine Absenz telefonisch zu melden, was ihm letztlich seine Anstellung im Hotel Occidental kostet. Der Oberkellner, tatkräftig unterstützt vom Oberportier, exekutiert seine Macht mittels roher Gewalt; diese „offenen asozialen Tat[en]“¹³⁷ sind in Kafkas Romanen keine Seltenheit¹³⁸:

„Ist Dir vielleicht plötzlich schlecht geworden?“ fragte der Oberkellner listig. Karl sah ihn prüfend an und antwortete: „Nein.“ „Also nicht einmal schlecht ist Dir geworden?“ schrie

verwendet wurden, daß z.B. Giacomo trotz halbjährigen Dienstes beim Lift weder das Triebwerk im Keller, noch die Maschinerie im Innern des Aufzugs mit eigenen Augen gesehen hatte, trotzdem ihn dies, wie er ausdrücklich sagte, sehr gefreut hätte.“ (V 186)

¹³⁷ Sell, Robert: Bewegung und Beugung des Sinns. Zur Poetologie des menschlichen Körpers in den Romanen Franz Kafkas. Stuttgart, Weimar: Metzler 2002 (M-&-P-Schriftenreihe für Wissenschaft und Forschung), S. 190. In der Folge zitiert als: Sell (2002).

¹³⁸ Vgl. ebda.

der Oberkellner desto stärker. „Also dann mußt Du ja irgendeine großartige Lüge erfunden haben. Heraus damit. Was für eine Entschuldigung hast Du?“ „Ich habe nicht gewußt, daß man telephonisch um Erlaubnis bitten muß“, sagte Karl. „Das ist allerdings köstlich“, sagte der Oberkellner, faßte Karl beim Rockkragen und brachte ihn fast in Schwebelage vor eine Dienstordnung des Lifts, die auf der Wand aufgenagelt war. Auch der Portier gieng hinter ihnen zur Wand hin. „Da! lies!“ sagte der Oberkellner und zeigte auf einen Paragraphen. Karl glaubte er solle es für sich lesen. „Laut“ kommandierte aber der Oberkellner. Statt laut zu lesen sagte Karl in der Hoffnung damit den Oberkellner besser zu beruhigen: „Ich kenne den Paragraphen, ich habe ja die Dienstordnung auch bekommen und genau gelesen. Aber gerade eine solche Bestimmung, die man niemals braucht, vergißt man. Ich diene schon zwei Monate und habe niemals meinen Posten verlassen.“ „Dafür wirst Du ihn jetzt verlassen“, sagte der Oberkellner, gieng zum Tisch hin, nahm das Verzeichnis wieder zur Hand, als wolle er darin weiterlesen, schlug damit aber auf den Tisch als sei es ein nutzloser Fetzen und gieng, starke Röte auf Stirn und Wangen, kreuz und quer im Zimmer herum. (V 225f.)

Karls Kündigung argumentiert der Oberkellner im Telefonat mit der Oberköchin von einem hierarchischem Standpunkt aus: Karl müsse allein schon deshalb das Hotel verlassen, um die Autorität seines Vorgesetzten zu wahren (vgl. V 231). Zu diesem Zeitpunkt weiß der Oberkellner noch nichts von Robinson, der im Schlafsaal der Liftjungen für Aufruhr sorgt (vgl. V 235ff.), entlässt Karl also wegen einer Kleinigkeit, nur um dem zu entsprechen, was die Hierarchieetikette verlangt. Der neugierig das Telefongespräch verfolgende Oberportier, im Gegensatz zum sitzenden Oberkellner selbst stehend, „der die ganze Zeit über mit gespanntem Gesichtsausdruck zum Telephonkasten gebückt“ (V 230) ist, und sich wenig später „zum Ohr des Oberkellners [beugt]“ (V 232), zeigt eine Form der Verkehrung von hierarchischen Verhältnissen auf: sein Vorgesetzter, der Oberkellner, sitzt, er selbst steht, doch die Machtverhältnisse sind genau umgekehrt gelagert, denn der dem Oberkellner unterstellte Oberportier muss sich bücken und beugen, um dem Telefongespräch lauschen zu können oder seinem Vorgesetzten neue Informationen zukommen zu lassen. Die Oberköchin, die im Hotel eine Sonderstellung einzunehmen scheint (vgl. V 247), steht in der Hierarchie mit dem Oberkellner auf einer – wenn auch nicht derselben – Stufe; der Oberkellner hat vorausgesehen, dass sie sich mit den telefonisch übermittelten Informationen nicht zufrieden geben würde:

Gleich sprang der Oberkellner auf und schob [den Liftjungen namens, Anm. T.R.] Bess zur Seite: „Sie kommen also selbst Frau Oberköchin. Wegen dieser Kleinigkeit? Nach unserem Telefongespräch konnte ich es ja ahnen, aber geglaubt habe ich es eigentlich doch nicht. Und dabei wird die Sache Ihres Schützlings immerfort ärger.“ (V 238)

Auch wenn davon abweichende Handlungsverläufe notgedrungen reine Spekulation bleiben müssen, sollte doch die Frage gestellt werden, ob Karl seinen Verbleib im Dienste des Hotels durch den vom Gesetzestext des Hotels geforderten Anruf beim Oberkellner tatsächlich hätte retten können, denn all dies findet ja unabhängig von den Randalen Robinsons im Schlafsaal der Liftjungen statt, die Karls Kündigung nochmals besiegeln (vgl. V 235ff.). Hier spielt wiederum das Telefon und seine Eigenschaft, Informationen ohne Zeitverlust transportieren zu

können, eine Rolle: der Oberkellner, in dessen Büro die Informationen zusammengefasst werden – denn anscheinend unterliegen alle im Hotel Bediensteten einer Berichtspflicht – erfährt von der Entdeckung Robinsons per Telefonanruf. Die Beschleunigung der Informationsweitergabe durch die technische Neuerung Telefon ist verantwortlich für den letzten Sargnagel, dessen es nicht mehr bedurft hätte.

Das Läuten der Tischglocke in Bruneldas Wohnung signalisiert Robinson, dass er nun in den Raum eintreten muss; es ist keine unverbindliche Aufforderung, sondern ein akustisch gegebener Befehl, vergleichbar mit dem Läuten eines Telefons, ohne dass der Angeläutete aufgefordert werden würde, etwas zu erwidern. Die Machtdemonstration dieses Glockenläutens ist offenbar: Robinson wird – wenn er nicht gerade wachend darauf wartet, dass geläutet wird – davon aus dem Schlaf gerissen; das Glockenläuten verschreckt selbst eine unbeteiligte Katze, die Robinson sich zum Zeitvertreib hält (vgl. V 301f.).

10.2. *Der Proceß*

„Jemand mußte Josef K. verleumdet haben, denn ohne daß er etwas Böses getan hätte, wurde er eines Morgens verhaftet.“ (P 7) Soweit der erste und vielzitierte Satz aus Kafkas *Proceß*-Roman, der den Leser mit einem Schlag in das Zentrum der *Proceß*-Handlung katapultiert. Wie sehr Josef K. von der Tatsache seiner morgendlichen Verhaftung durch den Aufseher in die Defensive gedrängt ist, zeigt seine Frage an diesen, ob er den Staatsanwalt Hasterer, der sein „guter Freund“ (P 23) ist, anrufen dürfe. Nur zur Verdeutlichung: ein Mann wird frühmorgens von ihm unbekanntem Herren im buchstäblichen Sinne heimgesucht; ihm wird mitgeteilt, er sei verhaftet. Gründe dafür werden keine genannt, die Herren sind nur für die Überbringung dieser Information zuständig. Josef K., der wie im Verlauf des Textes zu erfahren ist, tagtäglich an seinem Arbeitsplatz mit Hierarchiekonstellationen umzugehen hat (und sich dabei nicht gerade mit Ruhm bekleckert¹³⁹), selbst Befehlener und Befehlender zugleich ist¹⁴⁰, wird in seiner Privatsphäre frühmorgens – die Zeit, zu der die exekutive Gewalt am wahrscheinlichsten damit rechnen kann, jemanden zuhause anzutreffen und genau aus diesem Grund den Zugriff hauptsächlich dann anberaumt – von seiner Verhaftung in Kenntnis gesetzt. Das Telefon, die unmittelbarste Verbindung zur Außenwelt, von der eventuell Hilfe zu erwarten wäre, gerät in den Bannkreis der Hierarchiekonstellation; Josef K. telefoniert nicht einfach, er fragt devot an, lässt sich von der Antwort des Aufsehers in Wallung bringen, anstatt

¹³⁹ Vgl. Falk, Walter: Franz Kafka und die Expressionisten im Ende der Neuzeit. Frankfurt a.M., Berlin [u.a.]: Lang 1990, S. 341f.

¹⁴⁰ Vgl. Elm, Theo: *Der Prozeß*. In: Kafka-Handbuch. 2 Bde. Hg. v. Hartmut Binder. Stuttgart: Kröner 1979. Band 2, S. 420–441. Hier: S. 433.

sie zu ignorieren und fällt, als er die Erlaubnis zu telefonieren bekommen hat, in die Passivität zurück (vgl. P 23f.). Durch einen Telefonanruf bei Staatsanwalt Hasterer, einer Respektsperson, welche die amtliche und die private, weil freundschaftliche Sphäre Josef K.s mit einschließt und somit von besonderer Bedeutung für Josef K. und den Fortgang der merkwürdigen Vorkommnisse an jenem frühen Morgen sein könnte, hätte Josef K. eine aktive Rolle eingenommen und allein schon dadurch die Überrumpelung durch die Herren in ihrer Merkwürdigkeit zurechtrücken können.

Machtinstanzen treten in Kafkas literarischen Werken zuerst meist anonym in Erscheinung, ohne sich tatsächlich zu zeigen. Beispiel hierfür ist jener Telefonanruf, der K. an seinem Arbeitsplatz erreicht und in dem er zur ersten Untersuchung „gerufen“ wird. (vgl. P 49ff.) Die Anonymität des Anrufers ist nicht zu übersehen:

Man machte ihn darauf aufmerksam, daß diese Untersuchungen nun regelmäßig, wenn auch vielleicht nicht jede Woche, so doch häufiger einander folgen würden. [...] Deshalb habe man den Ausweg dieser rasch aufeinanderfolgenden aber kurzen Untersuchungen gewählt. Die Bestimmung des Sonntags als Untersuchungstag habe man deshalb vorgenommen, um K. in seiner beruflichen Arbeit nicht zu stören. Man setze voraus, daß er damit einverstanden sei, sollte er einen andern Termin wünschen, so würde man ihm so gut es gienge entgegenkommen. [...] Jedenfalls werde man es, solange K. nichts einwende, beim Sonntag belassen. [...] Es wurde ihm die Nummer des Hauses genannt, in dem er sich einfinden solle [...]. (P 49f.)

Josef K. antwortet nicht, bittet die Gerichtsperson am Apparat nicht, ihren Namen zu nennen und sich dadurch, so weit dies denn möglich wäre, zu legitimieren, denn er könnte später immerhin nachfragen, ob es bei Gericht jemanden mit diesem Namen überhaupt gibt. Somit kann Josef K. keine Gewissheit darüber erhalten, ob er von tatsächlich befugter, weil zuständiger und in seiner Sache kundiger Stelle aus (an-)gerufen wird. Dagegen spräche unter anderem der Umstand, dass bei der ersten Untersuchung seitens des Untersuchungsrichters angenommen wird, Josef K. sei Zimmermann und nicht Prokurist einer Bank, wie dieser entgegnet (vgl. P 61). Dies könnte zwar als Nachhall auf den von Josef K. erfundenen Tischler Lanz gelesen werden, doch über Mutmaßungen und Spekulationen würden Erklärungsversuche hier nicht hinauskommen. Eines ist jedenfalls gewiss: Josef K. hat das schwer greifbare Gericht sowohl als externe als auch als interne Macht anerkannt¹⁴¹, die über ihn verfügt – und dabei ist es doch Josef K. selbst, der sich fügt und neben seiner Lebenswirklichkeit eine zweite, ganz dem Gericht und seinen merkwürdigen Vorgängen zuzurechnende Realität als gegeben ansieht¹⁴².

¹⁴¹ Vgl. Hiebel, Hans H.: *Der Proceß / Vor der Gesetz*. In: Kafka-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung. Hg. v. Oliver Jahraus u. Bettina von Jagow. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2008, S. 456–476. Hier: S. 461 u. 465.

¹⁴² Vgl. Fülleborn, Ulrich: Der Einzelne und die „geistige Welt“. Zu Kafkas Romanen. In: Franz Kafka. Themen und Probleme. Hg v. Claude David. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1980, S. 81–100. Hier: S. 91.

Hierarchisches Geplänkel spielt sich beim Telefonapparat in der Bank nach dem gleichsam anonymen Anruf in abgemilderter Form ab: „Er [Josef K., Anm. T.R.] stand noch nachdenklich beim Apparat, da hörte er hinter sich die Stimme des Direktor-Stellvertreters, der telephonieren wollte, dem aber K. den Weg verstellte. 'Schlechte Nachrichten?' fragte der Direktor-Stellvertreter leichthin, nicht um etwas zu erfahren, sondern um K. vom Apparat wegzubringen. 'Nein, nein', sagte K., trat beiseite, gieng aber nicht weg.“ (P 50) Während der Direktor-Stellvertreter auf die Herstellung der Verbindung wartet, stuft er sich, folgt man dem Text, selbst herab: „Diese Einladung [zur sonntäglichen Segelbootfahrt, Anm. T.R.] war eine Demütigung des Direktor-Stellvertreters, mochte sie auch nur in Erwartung der telephonischen Verbindung über das Hörrohr hinweg gesagt sein.“ (P 51) Kaum hat K. seine abschlägige Antwort gegeben – „Aber K. mußte eine zweite Demütigung folgen lassen, er sagte: 'Vielen Dank! Aber ich habe leider Sonntag keine Zeit, ich habe schon eine Verpflichtung.'“ (P 51) – ist der Direktor-Stellvertreter wieder in seinem Element und telefoniert (vgl. P 51). Das Warten auf die Verbindung erlaubt es dem Direktor-Stellvertreter seinerseits – beziehend auf die geltende Hierarchie in der Bank – einen Schritt beiseite zu gehen und seinem Untergebenen, der ihm im Weg steht, eine wohlwollende Geste in Form der Einladung zur Segelbootfahrt zu gewähren.

Weitaus offensiver (re-)agiert Josef K. am Telefon im *Proceß-Fragment Zu Elsa*; eine Passage die in Kenntnis des gesamten Texten verwundert, da sich dem Leser darin ein gänzlich veränderter Josef K. zeigt:

Eines Abends wurde K. knapp vor dem Weggehn angerufen und aufgefordert sofort in die Gerichtskanzlei zu kommen. Man warne ihn davor ungehorsam zu sein. Seine unerhörten Bemerkungen darüber, daß die Verhöre unnütz seien, kein Ergebnis haben und keines haben können, daß er nicht mehr hinkommen werde – alle diese Bemerkungen seien protokolliert und hätten ihm schon viel geschadet. [...] Die heutige Vorladung sei ein letzter Versuch. [...] Nun hatte K. für diesen Abend Elsa seinen Besuch angezeigt und konnte schon aus diesem Grunde nicht zu Gericht kommen, er war froh darüber, sein Nichterscheinen vor Gericht dadurch rechtfertigen zu können, wenn er auch natürlich niemals von dieser Rechtfertigung Gebrauch machen würde und außerdem sehr wahrscheinlich auch nicht zu Gericht gegangen wäre, wenn er für diesen Abend nicht die geringste sonstige Verpflichtung gehabt hätte. Immerhin stellte er im Bewußtsein seines guten Rechtes durch das Telephon die Frage, was geschehen würde, wenn er nicht käme. „Man wird Sie zu finden wissen“, war die Antwort. „Und werde ich dafür bestraft werden, weil ich nicht freiwillig gekommen bin“, fragte K. und lächelte in Erwartung dessen, was er hören würde. „Nein“, war die Antwort. „Vorzüglich“, sagte K., „was für einen Grund sollte ich dann aber haben, der heutigen Vorladung Folge zu leisten.“ „Man pflegt die Machtmittel des Gerichtes nicht auf sich zu hetzen“, sagte die schwächer werdende und schließlich vergehende Stimme. „Es ist sehr unvorsichtig, wenn man das nicht tut“, dachte K. im Weggehn, „man soll doch versuchen die Machtmittel kennen zu lernen.“ [...] Unbeirrt durch das Gericht fuhr er dorthin wohin er wollte. [...] Von da an vergaß K. allmählich an das Gericht und die Gedanken an die Bank begannen ihn wieder wie in frühern Zeiten ganz zu erfüllen. (P 336ff.)

Diese Passage bringt die Absurdität des Prozesses, dem sich K. ausgesetzt sieht (oder ihm sich vielmehr selbst aussetzt) so deutlich auf den Punkt, dass es nicht weiter verwunderlich ist, sie lediglich in den Fragmenten zu finden: Rätselhaftigkeit ent- und besteht nur dort, wo Zwei- oder Mehrdeutigkeit zugelassen wird. Wenn Josef K. „in Erwartung dessen, was er hören würde“ (P 337), lächelt, fällt das scheinbar so mächtige Gericht in sich zusammen. Anders formuliert: die telefonische Verbindung bricht ab, ohne dass dies nennenswerte Folgen zeitigen würde; alles Enigmatische, das dem Gericht bisher angehaftet hat, rückt in weite Ferne.

Zwischen den Sprossen der Hierarchieleiter fungiert das Telefon als verbindendes und zugleich trennendes Medium. Verbindend wirkt es insofern, als es die (nicht notwendigerweise an einer Kommunikation) Beteiligten zusammenbringt; K. läutet seinen Vertreter herbei, kommt mit ihm zusammen, um ihm Aufträge zu erteilen (vgl. P 123). Trennende Funktion hat das Telefon hingegen dort, wo es Hierarchiegefälle offenlegt, und das passiert in den meisten Fällen, denn wo haben es schon zwei wirklich auf Augenhöhe telefonisch kommunizierende Menschen im Werk Kafkas miteinander zu tun? Werden Hierarchieunterschiede in der Anwesenheitskommunikation, wo das Bild von der Kommunikation auf „Augenhöhe“ (oder eben nicht) besser aufgehoben ist, durch Rituale wie Grüßen, Hinhalten und Wartenlassen des Untergebenen, bis die Kommunikation stattfindet, „Niederreden“¹⁴³ etc., manifest, so finden diese machtspezifisch grundierten Umgangsformen bei der Telefonkommunikation ihre Entsprechung.

Wie sehr sich die Machtausübung auch durch die Verwendung des Telefons realisieren lässt, bleibt jedenfalls eine nicht zu beantwortende Frage. Josef K.s Onkel gibt im Gespräch mit seinem Neffen den Kundigen, ohne sich wirklich festzulegen, denn einerseits stellt er fest, dass die Gerichtsinstanzen an K.s Arbeitsplatz „'alle möglichen Machtmittel, die sie notwendiger Weise, automatischer Weise auch Dir gegenüber anwenden'“ (P 125), haben, „'auf das Land müßten sie erst Organe delegieren oder nur brieflich telegraphisch telephonisch auf Dich einzuwirken suchen'“ (P 125). Andererseits wiederum will der Onkel wissen, dass „'der Verlust an Macht nicht [so groß ist], den sie durch Deine Abreise erleiden.'“ (P 126)

¹⁴³ „[...] Sie [die stundenlang in der Bank auf K. wartenden Herren, Anm. T.R.] haben ja selbst gesehen wie lange ich jetzt aufgehalten wurde. Wären Sie so freundlich, morgen oder wann immer wiederzukommen? Oder wollen wir die Sache vielleicht telephonisch besprechen? Oder wollen Sie mir vielleicht jetzt kurz sagen, um was es sich handelt und ich gebe Ihnen dann eine ausführliche schriftliche Antwort. Am besten wäre es allerdings Sie kämen nächstens.' Diese Vorschläge K.s brachten die Herren, die nun vollständig nutzlos gewartet haben sollten, in solches Staunen, daß sie einander stumm ansahen. 'Wir sind also einig?' fragte K. der sich nach dem Diener umgewendet hatte, der ihm nun auch den Hut brachte.“ (P 185)

10.3. *Das Schloß*

Der Mangel an Vertrauenswürdigkeit dessen, was an Informationen aus Telefongesprächen zu ziehen ist, ist im *Schloß*-Roman gleich zu Beginn an die Schlosshierarchie gekoppelt: Schwarzer, der sich im Dorfwirtshaus, in das K. einkehrt, darum bemüht macht zu erfahren, ob K. tatsächlich ein vom Grafen bestellter Landvermesser ist, bekommt bei seinem Anruf nicht den Kastellan, der schläft, sondern nur einen der Unterkastellane zu sprechen (vgl. S 10f.). Die Oberen schlafen den Schlaf der Mächtigen und lassen die Unteren Telefondienst schieben; doch immerhin scheint Schwarzer keine Schwierigkeiten zu haben, eine Verbindung ins Schloss hergestellt zu bekommen, was, wie K. später beim Vorsteher erfährt, keine Selbstverständlichkeit ist (vgl. S 116). Doch die Auskunft des Unterkastellans, nämlich die Entlarvung K.s als Lügner (vgl. S 12), gefolgt von Schwarzers verbaler Degradierung – in Form einer „ironische[n] Verkehrung“¹⁴⁴ – vom Landvermesser zum Landstreicher¹⁴⁵, wird wenig später revidiert, denn das Telefon im Dorfwirtshaus läutet erneut.

Trotzdem es unwahrscheinlich war, daß es wieder K. betraf, stockten alle und Schwarzer kehrte zum Apparat zurück. Er hörte dort eine längere Erklärung ab und sagte dann leise: „Ein Irrtum also? Das ist mir recht unangenehm. Der Bureauchef selbst hat telephonierte? Sonderbar, sonderbar. Wie soll ich es jetzt aber dem Herrn Landvermesser erklären?“ K. horchte auf. Das Schloß hatte ihn also zum Landvermesser ernannt. Das war einerseits ungünstig für ihn, denn es zeigte, daß man im Schloß alles Nötige über ihn wußte, die Kräfteverhältnisse abgewogen hatte und den Kampf lächelnd aufnahm. Es war aber andererseits auch günstig, denn es bewies seiner Meinung nach, daß man ihn unterschätzte und daß er mehr Freiheit haben würde als er hätte von vornherein hoffen dürfen. (S 12)

Aus den wenigen Worten Schwarzers am Telefon, die K. hören kann, zieht K. vorschnell nicht nachvollziehbare Schlüsse: Der Irrtum, von dem Schwarzer in den Telefonhörer fragend spricht, kann vieles betreffen, muss nicht automatisch die kurz zuvor gegebene telefonische Auskunft, K. sei kein vom Grafen bestellter Landvermesser, in vollem Umfang zurücknehmen oder gar widerlegen; dafür (oder eben dagegen) spricht auch, dass Schwarzer „eine längere Erklärung“ (S 12) zu hören bekommt, bevor er selbst zu Wort kommt: je länger die Erklärung, desto größer der Spielraum der Interpretation für diejenigen, und also auch für K., welche diese Ausführungen nicht hören können. Der folgende Satz – „Das ist mir recht unangenehm.“ (S 12) – muss wiederum nicht notgedrungen bedeuten, dass Schwarzer dieser Irrtum K. gegenüber unangenehm ist, sondern ließe sich genauso gut auf den darauf folgenden Satz – „Der Bureauchef selbst hat telefonierte?“ (S 12) – beziehen. Dass es Schwarzer, einem in der Hierarchie unter dem Bürochef und auch unter den Unterkastellanen stehenden Mann,

¹⁴⁴ Müller, Michael: *Das Schloß*. In: Kafka-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung. Hg. v. Oliver Jahraus u. Bettina von Jagow. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2008, S. 518–529. Hier: S. 521.

¹⁴⁵ Vgl. Bannasch (2000), S. 94.

missfällt, dass wegen dem Landvermesser K. der Bürochef selbst, also eine Autorität, nächstens telefoniert, ist leicht verständlich. Das folgende, doppelt gesprochene „sonderbar“ (S 12) lässt sich erneut auf viele Bereiche beziehen: sonderbar kann es sein, dass wegen einer solchen Sache der Bürochef telefoniert, man sich also darüber wundert, dass eine so hohe Persönlichkeit sich damit überhaupt befasst. Sonderbar kann aber ebenso gut der Inhalt des Telefonats sein, was zwangsläufig nicht zu K.s Gunsten sein muss. Auch der abschließende Satz Schwarzers – „Wie soll ich es jetzt aber dem Herrn Landvermesser erklären?“ (S 12) – ist, so eindeutig seine Richtung auch sein mag (schließlich wird K. nun offiziell als Landvermesser bezeichnet) keine Absolution, denn es gilt zu bedenken, dass K. später erfährt, dass auf die Telefonate aus dem Schloss nichts zu geben ist, die Anerkennung seiner Landvermesserschaft also nicht einer Tatsache gleichkommt.

K.s Telefonat mit Oswald – eine Stimme nur, die nichts über die hierarchische Position des Mannes, dem sie gehört, preisgibt – ist im Zusammenhang mit den Themenbereichen Macht und Hierarchie am Telefon zentral. K. lauscht selbstvergessen dem Gesang in der Telefonleitung, und zwar

[...] so lange bis ihn der Wirt am Rocke zupfte, ein Bote sei für ihn gekommen. „Weg“, schrie K. unbeherrscht, vielleicht in das Telephon hinein, denn nun meldete sich jemand. Es entwickelte sich folgendes Gespräch: „Hier Oswald, wer dort?“ rief es, eine strenge hochmütige Stimme, mit einem kleinen Sprachfehler, wie K. schien, den sie über sich selbst hinaus durch eine weitere Zugabe von Strenge auszugleichen versuchte. K. zögerte sich zu nennen, dem Telephon gegenüber war er wehrlos, der andere konnte ihn niederdonnern, die Hörmuschel weglegen und K. hatte sich einen vielleicht nicht unwichtigen Weg versperrt. (S 36)

Es ist keineswegs gesagt, dass die strenge, hochmütige Stimme aus dem Telefon einem Mann gehört, der in der Schlosshierarchie eine einflussreiche Stelle bekleidet; und doch ängstigt sich K. anfangs, mit schierer Stimmkraft zum Schweigen gebracht zu werden, wo doch selbiges erst dazu führt, dass Oswald sich meldet. Doch K.s Taktik sieht den Einsatz der Verwendung einer lauten Stimme nicht vor. Er gibt sich als der Gehilfe des Landvermessers aus, verweist, als diese Mitteilung nicht augenblicklich akzeptiert, sondern mit Gegenfragen beantwortet wird, auf Herrn Fritz (vgl. S 37) und gelangt zum Ziel, nämlich seine Lüge als Wahrheit bestätigt zu bekommen, indem er im Gegensatz zu Oswald ruhig bleibt.

„[...] Welcher Gehilfe?“ „Josef“, sagte K. [...] „Josef?“ fragte es zurück. „Die Gehilfen heißen“ – eine kleine Pause, offenbar verlangte er die Namen jemandem andern ab – „Artur und Jeremias.“ „Das sind die neuen Gehilfen“, sagte K. „Nein, das sind die alten.“ „Es sind die neuen, ich aber bin der alte, der dem Herrn Landvermesser heute nachkam.“ „Nein“, schrie es nun. „Wer bin ich also?“ fragte K. ruhig wie bisher. Und nach einer Pause sagte die gleiche Stimme mit dem gleichen Sprachfehler und war doch wie eine andere tiefere achtungswertere Stimme: „Du bist der alte Gehilfe.“ (S 37)

Die bestandene Machtprobe K.s führt jedoch zu keinem Erfolg, schließlich wird seine Frage, wann er, der Gehilfe, mit seinem Herrn, also K., ins Schloss kommen dürfe, ebenso abschlägig beantwortet, wie schon zuvor gegenüber den tatsächlichen Gehilfen K.s, Artur und Jeremias. Darüber hinaus lassen die flapsigen Worte Oswalds – „Ich weiß schon. Der ewige Landvermesser. Ja, ja. Was weiter? Welcher Gehilfe?“ (S 37) – keinen Zweifel darüber aufkommen, dass man im Schloss des Landvermessers überdrüssig zu werden beginnt.

Was sich schon zu Beginn des Textes im Dorfwirtshaus abzeichnet, dass nämlich die telefonische Kontaktaufnahme mit dem Schloss im Regelfall nicht mit den wirklich mächtigen Stellen ebendort zu bewerkstelligen ist, sondern man an einen von mutmaßlich vielen Unterkastellanen gerät (vgl. S 10f.), bestätigt der Vorsteher später im Gespräch mit K. „Es gibt keine bestimmte telephonische Verbindung mit dem Schloß, keine Zentralstelle, welche unsere Anrufe weiterleitet; wenn man von hier aus jemanden im Schloß anruft, läutet es dort bei allen Apparaten der untersten Abteilungen oder vielmehr es würde bei allen läuten, wenn nicht, wie ich bestimmt weiß, bei fast allen dieses Läutwerk abgestellt wäre.“ (S 116) Doch damit nicht genug, folgt doch daraus, dass es nicht abzuschätzen ist, an wen man gerät, will man mit bestimmten Beamten des Schlosses telefonisch verkehren.

„[...] Ich begreife auch nicht, wie selbst ein Fremder glauben kann, daß wenn er z. B. Sordini anruft, es auch wirklich Sordini ist, der ihm antwortet. Vielmehr ist es wahrscheinlich ein kleiner Registrator einer ganz anderen Abteilung. Dagegen kann es allerdings in auserlesener Stunde geschehn, daß, wenn man den kleinen Registrator anruft, Sordini selbst die Antwort gibt. Dann freilich ist es besser, man läuft vom Telephon weg ehe der erste Laut zu hören ist.“ (S 116f.)

Die geordnete Schlosshierarchie wird beim Versuch, telefonisch ins Schloss vorzudringen, außer Kraft gesetzt, da jede Berechenbarkeit fehlt. Auf nichts (und niemanden) ist Verlass. Dabei ist bezeichnend, dass der Vorsteher ausdrücklich davor warnt, einen niederen Beamten anrufen zu wollen und sodann an einen höheren zu gelangen. Je höher der Beamte im Schloss, desto größer die empfohlene Angstbereitschaft desjenigen, der die Verbindung wünscht; so lassen sich die Worte des Vorstehers in Verhältnis zueinander bringen. Die Fragwürdigkeit eines jeden Anrufversuchs wird damit offenbar; zum einen weiß man nie, an wen man gerät, zum anderen gibt es, auch wenn dies vom Vorsteher nicht begründet wird, berechtigten Grund, sich gerade vor den hohen Stellen zu fürchten. Bezieht man dann noch die schon einige Male zitierte Feststellung des Vorstehers mit ein, dass „[...] dieses Rauschen und dieser Gesang das einzige Richtige und Vertrauenswerte, was uns die hiesigen Telephone übermitteln [...]“ (S 116), sind, wird die Frage nach Hierarchie und deren Bedeutung ad absurdum geführt. Doch ebenso gut könnten Textstellen angeführt werden, die wiederum den Ausführungen des Vorstehers in die Parade fahren würden – und dieses Pingpong, das keine eindeutigen Festlegungen und Deutungen zulässt, ohne dass diese

gleich wieder verworfen werden müssten, ist ein Merkmal, welches die Texte Kafkas ganz besonders auszeichnet. Der nicht zu stillende Wunsch nach Deutung und Auslegung will doch genau dieses: an einen Punkt gelangen, wo die Kippbilder für länger als einen Moment unwidersprochen sichtbar an einem Bild festgemacht werden können. Wer glaubt, das bewerkstelligen zu können, nimmt Kafkas Literatur aber eine ihrer zentralen Besonderheiten.

11. Resümee

Die hier vorliegende Arbeit hat, wie ich hoffe, die Relevanz des behandelten Themas *Telefon und Telefonieren bei Franz Kafka* in all seinen durch die Kapitel vorgestellten Aspekten aufgezeigt. Diese Abhandlung soll eine Basis für etwaige weiterführende Analysen bieten. Eingedenk der Tatsache, dass eine solche Betrachtung nie ganz vollständig sein kann, möchte ich darauf hinweisen, dass gerade eventuell zutage tretende Lücken in der Beweisführung der hier unternommenen Analyse ein Anstoß für eine Fortführung und Vertiefung des behandelten Gegenstandes sein könnte. Eine solche weiterführende literaturwissenschaftliche Arbeit könnte etwa vom Bestreben getragen sein, eine umfassende Mediengeschichte zu und bei Kafka zu verfassen. Bereits in der Einleitung klingt an, dass die Konzentration auf lediglich ein Kommunikationsmedium, nämlich das Telefon, nicht der Weisheit letzter Schluss sein kann. Sie steht jedoch den quantitativen Gegebenheiten einer Diplomarbeit besser zu Gesicht als ein gezwungenermaßen in Ansätzen steckenbleiben müssender, weil thematisch zu umfangreich angelegter Versuch über den Brief, das Telegramm und das Telefon bei Kafka. Zugleich hat diese Arbeit klargemacht, dass eine strikte Trennung in der Betrachtung von Brief, Telegramm und Telefon in den Schriften, Tagebüchern und Briefen Kafkas nicht konsequent verwirklicht werden kann, da die Interferenzen zwischen den einzelnen Kommunikationsmedien nicht von der Hand zu weisen sind.

Ein zentrales, als paradigmatisch zu bezeichnendes Phänomen bei Kafka ist das stets durch die Telefonleitung spukende Paradoxon der immer mit Telekommunikation einhergehenden Dichotomie von Nähe und Ferne (ein eigenes Kapitel in der Mitte der Arbeit handelt genau davon). Das Kommunikationsmedium Telefon soll die Gesprächspartner einander näher bringen und entlarvt im Zuge dieser medial zustande kommenden Nähe, welche lediglich ein Gefühl von Nähe sein kann, die Tatsache der körperlichen Entfernung umso deutlicher. Wie gezeigt wurde, geht Kafka auf die Ambivalenz von Nähe und Ferne auch in Bezug auf den Brief und auf das Telegramm ein; somit ist ein weiterer Grund genannt, weshalb eine groß angelegte Studie zu sämtlichen bei Kafka vorzufindenden Kommunikationsmedien wünschenswert wäre.

Kommunikationsmedien treten naturgemäß immer zwischen die sie nutzenden Menschen und ermöglichen diesen die zeitweilige, jedoch höchst fragile Illusion von einem mitunter auch körperlich empfundenen Beisammensein. Kafka lässt sich Zeit seines Lebens von dieser zweifelhaften Illusion nicht anstecken; zu ausgeprägt ist seine auch von ihm selbst konstatierte Telefonphobie, welche vor allem im Briefwechsel mit Felice Bauer stets thematisiert wird. Hinzu kommt noch die stets über dem jeweiligen Telefonat schwebende Bedrohung durch eine schadhafte Stelle in der Infrastruktur des Telekommunikationsnetzes;

stundenlanges Warten auf Telefonanrufe ist mitunter vergebens, da Kafka von dem aus dem Telefonhörer Dringenden akustisch wenig versteht oder ihm die Umgebung, in der er zu telefonieren gezwungen ist, einen Strich durch die Rechnung macht – freilich eine Rechnung, welche Kafka grundsätzlich zuwider ist.

Der furchtsame Umgang mit dem telefonischen Apparat ist über weite Strecken auch bei Kafkas literarischen Figuren festzustellen. Karl Roßmann, der in den Vereinigten Staaten von Amerika *Verschollene*, ist am Telefon ein stets stiller Befehlsempfänger und unterlässt es im entscheidenden Moment, selbst zu telefonieren, was in letzter Konsequenz den Hinauswurf aus seinem Lebens- und Arbeitsraum, dem Hotel Occidental, bedeutet. Josef K. wird im *Proceß* telefonisch zur ersten Untersuchung gerufen, wobei wiederum auffällt, dass auch er stumm der Telefonstimme lauscht und keinerlei Versuche unternimmt, Fragen zu stellen oder fehlende, für ihn aber eminent wichtige Informationen zu erlangen. Im *Schloß* wird das Telefon als eine Art Scherzapparat dargestellt, zumindest wenn man wie der Landvermesser K. versucht, von außerhalb des Schlosses telefonisch in selbiges vorzudringen. In der Kurzerzählung *Der Nachbar* ist die Verwendung des telefonischen Apparates deshalb mit Angst behaftet, weil der titelgebende Nachbar des Ich-Erzählers dessen Geschäftsgrundlage hinter der dünnen Trennwand der beiden Wohnungen lauschend bedroht, zumindest wenn man der Paranoia-Logik des Ich-Erzählers folgt.

Schließlich sei noch einmal auf die Schwierigkeit der Auslegung vor allem in Kafkas literarischem Werk hingewiesen. Letztgültiges lässt sich nicht sagen, was auch für das Kommunikationsmedium Telefon in seiner Verwendung und nicht minder in seiner Nichtverwendung gilt. Ist die Konstellation im *Verschollenen* noch einigermaßen klar (Karl Roßmann ist stets Befehlsempfänger, dem diese festgelegte Rolle zum Verhängnis wird, als er selbst telefonieren sollte), bekommt das Telefon im *Proceß* und noch deutlicher im *Schloß* eine Aura, die mitunter ans Wunderbare grenzt. In Anbetracht der Tatsache, dass sowohl Kafka als auch seine literarischen Figuren mit dem telefonischen Apparat meist wenig anzufangen wissen, ist es auffallend, einen welch fixen Platz dieses Kommunikationsmedium in den Schriften Kafkas einnimmt. Das mag verwundern, doch bereits der Titel dieser Diplomarbeit spielt auf die Tatsache an, dass Unangenehmes oft einen höheren Grad an Aufmerksamkeit genießt als Angenehmes, das als selbstverständlich angesehen wird. „Mir vergeht das Lachen schon wenn ich ans Telephon nur denke.“ (BI 232) Das Lachen vergeht, das Denken aber wird bleiben.

12. Literaturverzeichnis

12.1. Primärliteratur

12.1.1. Primärliteratur von Franz Kafka – Verzeichnis der verwendeten Siglen

BI = Kafka, Franz: Briefe 1900–1912. Schriften Tagebücher Briefe. Kritische Ausgabe. Hg. v. Hans-Gerd Koch. Frankfurt a.M.: S. Fischer 1999.

BII = Kafka, Franz: Briefe 1913–März 1914. Schriften Tagebücher Briefe. Kritische Ausgabe. Hg. v. Hans-Gerd Koch. Frankfurt a.M.: S. Fischer 1999.

BIII = Kafka, Franz: Briefe April 1914–1917. Schriften Tagebücher Briefe. Kritische Ausgabe. Hg. v. Hans-Gerd Koch. Frankfurt a.M.: S. Fischer 2005.

BIV = Kafka, Franz: Briefe 1902–1924. Hg. v. Max Brod. Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuch Verlag 1975.

BM = Kafka, Franz: Briefe an Milena. Hg. u. mit einem Nachwort versehen v. Willy Haas. Frankfurt a.M.: S. Fischer 1979.

D = Kafka, Franz: Drucke zu Lebzeiten. Schriften Tagebücher. Kritische Ausgabe. Hg. v. Wolf Kittler, Hans-Gerd Koch u. Gerhard Neumann. Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuch Verlag 2002.

NI = Kafka, Franz: Nachgelassene Schriften und Fragmente I. Schriften Tagebücher. Kritische Ausgabe. Hg. v. Malcolm Pasley. Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuch Verlag 2002.

NII = Kafka, Franz: Nachgelassene Schriften und Fragmente II. Schriften Tagebücher. Kritische Ausgabe. Hg. v. Jost Schillemeit. Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuch Verlag 2002.

P = Kafka, Franz: Der Proceß. Schriften Tagebücher. Kritische Ausgabe. Hg. v. Malcolm Pasley. Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuch Verlag 2002.

S = Kafka, Franz: Das Schloß. Schriften Tagebücher. Kritische Ausgabe. Hg. v. Malcolm Pasley. Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuch Verlag 2002.

T = Kafka, Franz: Tagebücher. Schriften Tagebücher. Kritische Ausgabe. Hg. v. Hans-Gerd Koch, Michael Müller u. Malcolm Pasley. Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuch Verlag 2002.

V = Kafka, Franz: Der Verschollene. Schriften Tagebücher. Kritische Ausgabe. Hg. v. Jost Schillemeit. Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuch Verlag 2002.

12.1.2. Weitere Primärtexte

Benjamin, Walter: Berliner Kindheit um neunzehnhundert. Fassung letzter Hand. Fragmente aus früheren Fassungen. Mit einem Nachwort von Theodor W. Adorno. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2010.

Doderer, Heimito von: Die Dämonen. Nach der Chronik des Sektionsrates Geyrenhoff. München: Beck 1995.

Heidegger, Martin: Das Ding. In: Ders.: Vorträge und Aufsätze. Pfullingen: Neske 1990, S. 157–179.

Hofmannsthal, Hugo von: Der Schwierige. Lustspiel in drei Akten. In: Ders.: Dramen IV. Lustspiele. Gesammelte Werke in zehn Einzelbänden. Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuch Verlag 1979, S. 331–439.

12.2. Sekundärliteratur

Adorno, Theodor W.: Aufzeichnungen zu Kafka. In: Ders.: Kulturkritik und Gesellschaft I. Prismen. Ohne Leitbild. Gesammelte Schriften 10-1. Hg. v. Rolf Tiedemann unter Mitwirkung v. Gretel Adorno, Susan Buck-Morss u. Klaus Schultz. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1997, S. 254–287.

Alt, Peter-André: Franz Kafka. *Der ewige Sohn*. Eine Biographie. München: C.H. Beck 2005.

Alt, Peter-André: *Kafka und der Film*. Über kinematographisches Erzählen. München: C.H. Beck 2009.

Bannasch, Bettina: Anrufungen oder Was macht das Telefon im Buch? In: Telefonbuch. Beiträge zu einer Kulturgeschichte des Telefons. Hg. v. Stefan Münker u. Alexander Roesler. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2000, S. 83–100.

Derrida, Jacques: Die Stimme und das Phänomen. Einführung in das Problem des Zeichens in der Phänomenologie Husserls. Aus dem Französischen v. Hans-Dieter Gondek. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2003 (= *Le voix et le phénomène*, 1967).

Elm, Theo: *Der Prozeß*. In: Kafka-Handbuch. 2 Bde. Hg. v. Hartmut Binder. Stuttgart: Kröner 1979. Bd 2, S. 420–441.

Falk, Walter: Franz Kafka und die Expressionisten im Ende der Neuzeit. Frankfurt a.M., Berlin [u.a.]: Lang 1990.

Franz Kafka. Schriftverkehr. Hg. v. Wolf Kittler u. Gerhard Neumann. Freiburg i.B.: Rombach 1990.

Franz Kafka. Themen und Probleme. Hg. v. Claude David. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1980.

Franz Kafka. Zur ethischen und ästhetischen Rechtfertigung. Hg. v. Jakob Lothe u. Beatrice Sandberg. Freiburg i.B.: Rombach 2002.

Fülleborn, Ulrich: Der Einzelne und die „geistige Welt“. Zu Kafkas Romanen. In: Franz Kafka. Themen und Probleme. Hg. v. Claude David. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1980, S. 81–100.

Hagen, Wolfgang: Gefühlte Dinge. *Bells Oralismus, die Undarstellbarkeit der Elektrizität und das Telefon*. In: Telefonbuch. Beiträge zu einer Kulturgeschichte des Telefons. Hg. v. Stefan Münker u. Alexander Roesler. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2000, S. 35–60.

Hiebel, Hans H.: *Der Proceß / Vor der Gesetz*. In: Kafka-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung. Hg. v. Oliver Jahraus u. Bettina von Jagow. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2008, S. 456–476.

Jahn, Wolfgang: ‚*Der Verschollene*‘ (‚*Amerika*‘). In: Kafka-Handbuch. 2 Bde. Hg. v. Hartmut Binder. Stuttgart: Kröner 1979. Bd 2, S. 407–420.

Kafka-Handbuch. 2 Bde. Hg. v. Hartmut Binder. Stuttgart: Kröner 1979.

Kafka-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung. Hg. v. Oliver Jahraus u. Bettina von Jagow. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2008.

Kainz, Christine: 100 Jahre Telephonie in Österreich. Generaldirektion für die Post- und Telegraphenverwaltung. Wien: O.V. 1981.

Kittler, Wolf: Schreibmaschinen. Sprechmaschinen. Effekte technischer Medien im Werk Franz Kafkas. In: Franz Kafka. Schriftverkehr. Hg. v. Wolf Kittler u. Gerhard Neumann. Freiburg i.B.: Rombach 1990, S. 75–163.

Klausnitzer, Ralf: Literatur und Wissen. Zugänge – Modelle – Analysen. Walter de Gruyter: Berlin 2008.

Konitzer, Werner: Medienphilosophie. München: Wilhelm Fink Verlag 2006.

Kremer, Detlef: Verschollen. Gegenwärtig. Franz Kafkas Roman „Der Verschollene“. In: Text + Kritik. Zeitschrift für Literatur. Sonderband. Hg. v. Heinz Ludwig Arnold. München: edition text + kritik 1994, S. 238–253.

Musil, Robert: Literarische Chronik. In: Die neue Rundschau. August 1914. Zitiert nach: Robert Musil: Gesammelte Werke 9. Kritik. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1978, S. 1465–1471. Die Rezension von Kafkas Heizer: S. 1468f.

Müller, Klaus-Detlev: Franz Kafka. Romane. Erich Schmidt Verlag: Berlin 2007 (Klassiker Lektüren, Bd 9).

Müller, Michael: *Das Schloß*. In: Kafka-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung. Hg. v. Oliver Jahraus u. Bettina von Jagow. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2008, S. 518–529.

Münker, Stefan: Vermittelte Stimmen, elektrische Welten. *Anmerkungen zur Frühgeschichte des Virtuellen*. In: Telefonbuch. Beiträge zu einer Kulturgeschichte des Telefons. Hg. v. Stefan Münker u. Alexander Roesler. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2000, S. 185–198.

Neumann, Bernd: Das Diapositiv des Kulturgeschichtlichen als ästhetisches Integral. Franz Kafkas Romane im Diskurs mit Hannah Arendts Gedankengängen. In: Franz Kafka. Zur ethischen und ästhetischen Rechtfertigung. Hg. v. Jakob Lothe u. Beatrice Sandberg. Freiburg i.B.: Rombach 2002, S. 175–196.

Peters, John Durham: Das Telefon als theologisches und erotisches Problem. Aus dem Amerikanischen v. Stefan Münker. In: Telefonbuch. Beiträge zu einer Kulturgeschichte des Telefons. Hg. v. Stefan Münker u. Alexander Roesler. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2000, S. 61–82.

Plachta, Bodo: *Der Heizer / Der Verschollene*. In: Kafka-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung. Hg. v. Oliver Jahraus u. Bettina von Jagow. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2008, S. 438–455.

Politzer, Heinz: Franz Kafka. Der Künstler. Frankfurt a.M.: S. Fischer 1965.

Pongs, Hermann: Franz Kafka. Dichter des Labyrinths. Heidelberg: Wolfgang Rothe Verlag 1980.

Pott, Hans-Georg: Die Wiederkehr der Stimme. Telekommunikation im Zeitalter der Postmoderne. Wien: Sonderzahl 1995.

Roesler, Alexander: Das Telefon in der Philosophie. Sokrates, Heidegger, Derrida. In: Telefonbuch. Beiträge zu einer Kulturgeschichte des Telefons. Hg. v. Stefan Münker u. Alexander Roesler. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2000, S. 142–160.

Scheffer, Bernd: *Kafka ans Telefon*. Literatur leistet sich mediale Erfahrungen. In: Sprache im technischen Zeitalter. 36/146 (1998), S. 197–204.

Sell, Robert: Bewegung und Beugung des Sinns. Zur Poetologie des menschlichen Körpers in den Romanen Franz Kafkas. Stuttgart, Weimar: Metzler 2002. (M-&-P-Schriftenreihe für Wissenschaft und Forschung)

Sprache im technischen Zeitalter. 36/146 (1998).

Stach, Reiner: Kafka. *Die Jahre der Entscheidungen*. Fischer: Frankfurt a.M.: 2002.

Stach, Reiner: Kafka. *Die Jahre der Erkenntnis*. Fischer: Frankfurt a.M.: 2008.

Telefonbuch. Beiträge zu einer Kulturgeschichte des Telefons. Hg. v. Stefan Münker u. Alexander Roesler. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2000.

Text + Kritik. Zeitschrift für Literatur. Sonderband. Hg. v. Heinz Ludwig Arnold. München: edition text + kritik 1994.

Wessel, Horst A.: Das Telefon – ein Stück Allgegenwart. In: Telefonbuch. Beiträge zu einer Kulturgeschichte des Telefons. Hg. v. Stefan Münker u. Alexander Roesler. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2000, S. 13–34.

Zelger, Sabine: „Das Pferd frißt keinen Gurkensalat“. Eine Kulturgeschichte des Telefonierens. Wien: Böhlau 1997.

Zimmermann, Hans Dieter: Kafka für Fortgeschrittene. München: C.H. Beck 2004.

13. Anhang

Abstract

Die vorliegende Diplomarbeit gibt einen detaillierten Einblick in das Thema *Telefon und Telefonieren bei Franz Kafka*. Ausgehend von einer knappen historisch-technischen Verortung des telefonischen Apparates werden die relevanten Primärtextpassagen zuerst überblicksartig angeführt, um sodann den verschiedenen Aspekten der Telefonie, welche in dieser Untersuchung von Relevanz sind, in Detailanalysen nachzuspüren.

Analysiert werden Kafkas persönlich motivierte Skepsis gegenüber dem Telefon sowie die damit einhergehende Telefonphobie des Autors, welche zum Teil auch den literarischen Figuren in Kafkas Werk attestiert werden kann. Kafka ist im persönlichen Umgang mit dem Telefon mit den Störungen, Abweichungen und Unterbrechungen, welche ein wesentliches Merkmal von Telefonaten sind, konfrontiert und setzt seine Protagonisten ähnlich gearteten telekommunikativen Situationen aus.

Dem Zusammenhang von Weg, Zeit und Raum sowie der Frage, ob die Telefonie grundsätzlich eine Beschleunigung der zwischenmenschlichen Kommunikation zur Folge hat, ist ein eigenes Kapitel gewidmet. Die maßgebliche Dichotomie jeder telekommunikativen Verbindung, nämlich die Wechselwirkung zwischen Nähe und Ferne der am Apparat verharrenden Kommunikationspartner, bildet den Mittelteil dieser Abhandlung, worin auch Überlegungen philosophischer und physikalischer Natur eingearbeitet sind. Ganz dem Gehörsinn und der menschlichen Stimme, welche die unweigerliche Basis für jedes gelungene Telefonat sind, verschreibt sich das Folgekapitel, das darüber hinaus die Frage nach den spezifischen Hörräumen beim Telefonieren stellt sowie die Behauptung, Stimme und Körper seien am Telefon voneinander getrennt, kritisch hinterfragt. In einem kurzen Kapitel erfolgt der Hinweis, dass bei einer Darstellung des Telefonierens auch den weiteren menschlichen Sinnen Platz eingeräumt werden muss, um ein möglichst vollständiges Bild des Untersuchungsgegenstandes erhalten zu können.

Den diversen Sphären von Telefongesprächen und ihrer Vermischung im Werk Franz Kafkas gilt das folgende Kapitel, wobei dann mit der Bearbeitung des sich aus den Begriffen Hierarchie, Befehl und Macht zusammensetzenden Themenkomplexes, welcher hauptsächlich im literarischen Werk Kafkas vorzufinden ist, der Analyseteil dieser Diplomarbeit endet.

Wissenschaftlicher Lebenslauf

Thomas Reichl, geboren 1983 in Linz, Oberösterreich. 1994–2002 Besuch des „BRG Europagymnasium Auhof“, Linz; 2002 mit Matura abgeschlossen. Seit dem Wintersemester 2003/04 Diplomstudium Deutsche Philologie an der Universität Wien; Schwerpunkt: Neuere deutsche Literatur. Freie Wahlfächer am Institut für Vergleichende Literaturwissenschaft (Schwerpunkt: deutschsprachige Literatur) sowie am Institut für Theater-, Film- und Medienwissenschaft (Schwerpunkt: Theater- und Mediengeschichte).

Im Zuge dieses Diplomstudiums wurden wissenschaftliche Arbeiten zu folgenden Autorinnen und Autoren sowie Themen verfasst (alphabetisch geordnete Auswahl):

Konrad **Bayer**: *der sechste sinn*.

Thomas **Bernhard**: mehrere Arbeiten zu *Holzfällen*, *Wittgensteins Neffe*, *Der Theatermacher* und diversen anderen Stücken; darunter ein Vergleich von Bernhards *Holzfällen* und Henrik Ibsens *Die Wildente* sowie eine Arbeit über die Freundschaftsdiskurse in *Wittgensteins Neffe* im Zuge von freien Wahlfächern am Institut für Vergleichende Literaturwissenschaft.

Fachsprachen des Deutschen.

Norbert **Gstrein**: *Das Handwerk des Tötens* (im Rahmen einer Lehrveranstaltung am Institut für Vergleichende Literaturwissenschaft);

http://www.kakanien.ac.at/static/files/50484/Gstrein_Handwerk.pdf [22.01.2013].

Ernst **Jünger**: *Gläserne Bienen*.

Franz **Kafka**: Kafka und das Telefon (dient als Grundlage für diese Diplomarbeit); http://kobuk.org/archiv/KOBUK_No9_%282_2012%29.pdf [22.01.2013].

Irmgard **Keun**: *Das kunstseidene Mädchen*.

Das Scheitern von Kommunikation in den Songtexten der Rockgruppe **Kreisky**.

Der **Stricker**: Werte und Tugenden in *Daniel von dem blühenden Tal*.

Eidesstattliche Erklärung

Ich versichere hiermit, dass ich die Diplomarbeit ohne fremde Hilfe und ohne Benutzung anderer als der angegebenen Quellen verfertigt habe. Die Arbeit wurde in gleicher oder ähnlicher Form noch keiner anderen Prüfungsbehörde vorgelegt. Alle Ausführungen der Arbeit, die wörtlich oder sinngemäß übernommen wurden, sind als solche gekennzeichnet.

Wien, am 22.01.2013